

Hier zu leben, hat mich sehr wachsen lassen

Lebenssituationen von einheimischen und geflüchteten Muslim*innen aus Mecklenburg-Vorpommern

AMADEU ANTONIO STIFTUNG

INITIATIVEN FÜR ZIVILGESELLSCHAFT UND DEMOKRATISCHE KULTUR



**Hier zu leben, hat mich sehr
wachsen lassen**

**Lebenssituationen von einheimischen
und geflüchteten Muslim*innen aus
Mecklenburg-Vorpommern**

AMADEU ANTONIO STIFTUNG

INITIATIVEN FÜR ZIVILGESELLSCHAFT UND DEMOKRATISCHE KULTUR

Eine Broschüre von »Lola für Ludwigslust«,
ein Projekt der Amadeu Antonio Stiftung

AMADEU ANTONIO STIFTUNG
INITIATIVEN FÜR ZIVILGESELLSCHAFT UND DEMOKRATISCHE KULTUR



Gefördert von



Diese Broschüre erscheint im Rahmen der Kampagne MV für Alle!

MV für Alle! ist eine offene Kampagne des Ratschlags der Bündnisse Mecklenburg-Vorpommern. Vor dem Hintergrund von NPD, MVGIDA, AfD und einem zunehmenden Alltagsrassismus stärken wir solidarisch die demokratische Kultur in unserem Land. Wir engagieren uns dafür, alle Formen von Ausgrenzung durch Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit zurückzudrängen, gerade auch in Wahlkampfzeiten.

Die in der Broschüre verwendeten Bilder sind Aufnahmen aus Mecklenburg-Vorpommern und Berlin von den Fotograf*innen Samra Habib und Fridolin Welti. Die Fotos von Samra Habib – u. a. das Titelfoto – entstammen einer Serie, in der sie queere Muslim*innen in Berlin und anderen Metropolen porträtiert. Die Bilder wurden nicht nur aufgrund ihrer Schönheit ausgewählt, sondern auch deshalb, weil sie die Dichotomie von »uns« und »den Anderen« gleich mehrfach brechen: Die Darstellungen können stereotype Bilder »über Muslim*innen« irritieren und Reflektion hierüber ermöglichen. Einblicke in das muslimische Leben in Mecklenburg-Vorpommern geben die Bilder des Fotografen Fridolin Welti. Sie zeigen Moscheegemeinden in kleinen und größeren Städten des Bundeslandes und geben einen Einblick in das gelebte Miteinander. Gleichzeitig offenbaren sie einen Alltag, der auch von Marginalisierung geprägt ist: Moscheen befinden sich häufig am Stadtrand in Hinterhöfen, in baufälligen Gebäuden und Wohnblocks, aus denen weitere Mietparteien ausgezogen sind. Mit der Entscheidung diese Bilder miteinander und unkommentiert abzudrucken, geht es den Autor*innen darum, dominante Bilder und Sehgewohnheiten zu irritieren.



Herausgeberin:

Amadeu Antonio Stiftung und Lola für Demokratie in Mecklenburg-Vorpommern e.V.

Gefördert von: Open Society Foundations, Dreilinden GmbH

Redaktion: Konstanze Ameer, Stella Hindemith, Dr. Heike Radvan

Besonderer Dank:

Janna Petersen, Imam-Jonas Dogesch, Tobias Scholz, Roman Guski, Theresa Singer

© Amadeu Antonio Stiftung, 2. Auflage 2018

Gestaltung:  Design

Litho/Druck: Druckzone, Cottbus 

Fotonachweise: Samra Habib: Cover und S. 12, 22, 29

Fridolin Welti: Rückseite und S. 6, 8, 11, 14, 16, 19, 20, 24, 26, 32

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	4
»Wie ist es für Sie?« Muslim*innen aus Mecklenburg-Vorpommern erzählen	7
»Ich möchte, dass die Leute mich verstehen.« Interview mit Nilay Taş, Schülerin	9
»Das, was mir wichtig ist im Leben, schaffe ich auch.« Gesprächsprotokoll eines Interviews mit Saabia Saab, Studentin	13
»Ich bin im Krieg geboren, ich bin im Krieg groß geworden und am Ende bin ichdavor geflohen. Ich verstehe ein bisschen was von Politik.« Gesprächsprotokoll eines Interviews mit Amar Tawfeek	17
»Ich werde kämpfen, werde alles durchhalten, damit ich irgendwann mein richtiges Leben leben kann.« Gesprächsprotokoll eines Interviews mit Brihan Adamu	23
»Ich würde immer noch hier bleiben wollen. Aber [...]« Eine Reportage über Alltägliches	27
»Ich will da sein!« Erzählungen von Diskriminierungen	33
Kontaktinformationen	38

Einleitung

Stella Hindemith und Dr. Heike Radvan

Mit der vorliegenden Broschüre widmet sich der Verein »Lola für Demokratie in Mecklenburg – Vorpommern« in Kooperation mit »MIGRANET-MV« einem bislang wenig beachteten und kaum öffentlich diskutierten Thema: Welche Alltagserfahrungen machen Menschen, die im Bundesland Mecklenburg – Vorpommern leben und die sich - neben anderen Zugehörigkeiten - als Muslim*innen verstehen? Was prägt ihre Lebensrealitäten? Dabei wollen wir als Herausgeber*innen nicht »über« die hier gemeinten Personen schreiben oder sprechen. Vielmehr haben wir im Zuge der Erarbeitung des Heftes mit vielen Menschen gesprochen und sie interviewt. In einzelnen Artikeln werden ihre Aussagen zitiert oder in Protokollen wiedergegeben. Es handelt sich um Texte, die im journalistischen Stil verfasst sind und in denen die Protagonist*innen über ihre Erfahrungen erzählen.

Hierin besteht eine zentrale Motivation für das Heft: Wir wollen Einblicke geben in die Vielfalt muslimischen Lebens im Bundesland, den Fokus richten auf die Perspektiven, Erfahrungen, das Engagement und die Widerständigkeiten von einheimischen, zugezogenen und ins Bundesland geflüchteten Menschen. Oft wird generalisierend über »den Islam« geredet und Ideologien, Mythen verbreitet: Viele meinen zu wissen, was Muslim*innen und Flüchtlinge denken, wie sie leben und, dass sie etwas von »uns« unterscheidet. Solche Erzählungen sind in den Medien zu hören, in Romanen zu lesen oder in Filmen zu sehen; gegenwärtige aber auch historische Lieder, Märchen und Gemälde handeln davon. Wir wollen diesen stereotypen Bildern und Vorstellungen Erzählungen aus dem tatsächlichen Alltag konkreter Personen entgegensetzen. Damit folgen wir einer Hoffnung klassischer Aufklärung: Die Vermittlung von Wissen helfe gegen Vorurteile und Feindbilder.

In den Erzählungen schildern die Interviewten ihren Alltag in verschiedenen Orten des Bundeslandes Mecklenburg Vorpommern. Das betrifft – nicht nur, aber auch – den Alltag als Muslim*in. Welche Bedeutung(en) erhält Religion? Welche Rolle spielt das Gemeindeleben, wie wird es in den verschiedenen Orten gelebt? Wie ist es möglich, im ländlichen Raum des Bundeslandes Lebensmittel und Accessoires zu kaufen, die für einen Gottesdienst, für hohe Feiertage oder Feste notwendig sind?

Einen Einblick in muslimisches Leben geben auch die Bilder des Fotografen Fridolin Welti. Die Fotografien entstanden auf Reisen zu verschiedenen Festen der Gemeinden und zu Treffen mit den Interviewpartner*innen. Sie eröffnen eine Perspektive, die die Texte so nicht eröffnen können: Sie zeigen Moscheegemeinden in kleinen und größeren Städten des Bundeslandes und geben einen Einblick in das gelebte Miteinander. Ein Miteinander von Familien, jungen und alten Menschen, die sich in den Gemeinderäumen treffen, gemeinsam feiern, essen, spielen und auch alltägliche Probleme besprechen. Es ist eine Perspektive auf einen Alltag, der als Normalität gelebt wird.

Die Bilder zeigen auch, dass die Gebäude, in denen die Moscheen eingerichtet sind, oftmals in einem baulich sehr schlechten Zustand sind. Sie befinden sich am Rande der Städte, nicht im Zentrum oder an repräsentativen Orten. Oft befinden sie sich in Plattenbausiedlungen und hier in Wohnblocks, in denen keine anderen Mietparteien mehr wohnen. In zwei Fällen sind die Gebäude bereits zum Abriss frei gegeben. Diese Bebilderung offenbart, wie sehr das Gemeindeleben im Bundesland von Marginalisierung geprägt ist. Die Moscheeräume sind häufig sehr schlecht mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen. Was diese Bilder andeuten, vertiefen Aussagen in den Interviews. In den Erzählungen wird deutlich, dass Diskriminierungserfahrungen Teil des Alltags vieler sind. Sie beginnen häufig mit der Zuschreibung oder Unterstellung, »anders« zu sein. Dieses »Fremdmachen« geschieht im Alltag oft über Blicke. »Da waren nur die Blicke, aber die gehören dazu, die sind immer da. Das ist normal. Was anderes habe ich nie erlebt«, beschreibt eine Frau, und ein Mann sagt:

»Weil die Leute hier keine Ausländer mögen. Die gucken so komisch. Sie gucken mich einfach nicht normal an.« Interviewte beschreiben, dass für sie oft nicht ersichtlich ist, aus welchem Grund sie diskriminiert werden, sei es, weil sie als »Ausländer« wahrgenommen werden, als »ethnisch Andere« oder als »Muslima«. Die Veröffentlichung zielt nicht darauf ab, die Aussagen der Interviewten zu kommentieren, einzuordnen oder in irgendeiner Weise zu bewerten. Die Erzählungen geben die Erfahrungswelt der Interviewten in ihrer Komplexität wieder.

Ein Problem, auf das wir mit der Broschüre aufmerksam machen wollen, beginnt mit einer Unterscheidung, die vorgenommen wird zwischen »uns« und »den Anderen«. Hier werden Menschen aufgrund einer tatsächlichen oder zugeschriebenen Zugehörigkeit zu einer Gruppe als fremd erklärt, als nicht dazugehörig zu einer Mehrheit. Die Fotos von Samra Habib entstammen einer Fotoserie, in der sie queere Muslim*innen in Berlin und anderen Metropolen porträtiert und interviewt. Die Bilder wurden nicht nur aufgrund ihrer Schönheit ausgewählt, sondern auch deshalb, weil sie die Dichotomie von »uns« und »den Anderen« gleich mehrfach brechen. Die Bilder von Samra Habib sollen in dieser Broschüre die im Kopf eventuell schon existierenden Bilder von Muslim*innen irritieren, in Frage stellen oder ergänzen.

In den Interviews wird von Ausgrenzungserfahrungen und Diskriminierungspraxen berichtet, die sich gegen Menschen richten, die muslimisch sind oder als solche gesehen werden. Wir sprechen hier von »antimuslimischem Rassismus« und »Islamfeindlichkeit«. Antimuslimische Einstellungen erreichen in Untersuchungen der Einstellungsforschung seit Jahren sehr hohe Zustimmungen, wobei diejenigen Personen die sich auf diese Weise äußern, in allen gesellschaftlichen Gruppierungen und Milieus anzutreffen sind. Zurzeit erleben wir eine besonders gewaltsame Artikulation antimuslimischen Rassismus in der Öffentlichkeit im Zuge der Hetze gegen Geflüchtete.

Auch wenn es sich bei stereotypen Bildern und Mythen »über Muslime« um Projektionen und Zuschreibungen über eine bestimmte Gruppe von Menschen handelt, haben sie für die davon Betroffenen mitunter einschneidende, durchaus auch gewaltsame Auswirkungen. Die Vorstellung, dass die Einwanderung von Menschen aus muslimisch geprägten Ländern eine deutsche Kultur und Gesellschaft gefährde, basiert auf dem Konstrukt einer christlich geprägten, homogenen »deutschen Leitkultur«. Diese Projektionen und Pauschalisierungen tragen nicht zuletzt zur Verfestigung gesellschaftlicher Machtverhältnisse bei. Für einzelne Personen können rassistische Aussagen eine ähnliche Funktion erfüllen: Häufig grenzen sich die Sprechenden als »Deutsche«, als »Christen«, »Vertreter der Moderne« von einer als »fremd« gezeichneten Gruppe ab. Dies geht einher mit einer Aufwertung des »wir« gegenüber den als »die Anderen« konstruierten. Dabei wäre es eigentlich möglich, vom Gegenteil auszugehen und Menschen in Migrations- und Fluchtprozessen als diejenigen Menschen zu sehen, die als Grenzüberschreitende die moderne und globalisierte Welt repräsentieren.

Danken möchten wir...

Die Broschüre wäre nicht ohne die Unterstützung und das Mitwirken vieler Menschen entstanden. Zu allererst möchten wir den Interviewten danken für das uns entgegen gebrachte Vertrauen, die Offenheit, die miteinander geteilte Zeit und nicht zuletzt für das geteilte Wissen. Gleichzeitig danken wir unseren Kolleg*innen Imam-Jonas Dogesch und Konstanze Ameer, die für das Projekt und seine Ergebnisse verantwortlich zeichnen. Dank gilt den weiteren Kolleg*innen im Projekt, Janna Petersen, Tobias Scholz und Roman Guski, sowie unseren zivilgesellschaftlichen Partner*innen Karen Larisch, Teshome Toaspern, Sanaa Laabich, Mohamed Dib Khanji und Dr. Maher Fakhouri.

Ohne die unkomplizierte Förderung der Open Society Foundations und der Dreilinden Gmbh hätte es das gesamte Projekt nicht gegeben, an dieser Stelle sei gedankt für die partnerschaftliche Zusammenarbeit. Für die Kofinanzierung der 2. Auflage danken wir dem Tutmonde e.V.



»Wie ist es für Sie?«

Muslim*innen aus Mecklenburg-Vorpommern erzählen

*Die Interviewten sind Muslim*innen und leben in Mecklenburg- Vorpommern; die Texte erzählen von ihren Lebensgeschichten, Alltagserfahrungen, Wünschen für die Zukunft, ihrem Verhältnis zum Islam und zu Erfahrungen mit Rassismus und Diskriminierung. Es mag ungewohnt erscheinen, dass Menschen interviewt werden, die weder Personen des öffentlichen Lebens noch Funktionsträger*innen sind. Da Muslim*innen in öffentlichen Debatten und Institutionen im Bundesland jedoch kaum repräsentiert sind und über ihre Lebenssituationen und Erfahrungen im Bundesland wenig bekannt ist, eröffnen die Texte neue und interessante Perspektiven auf das Leben im Bundesland.*



»Ich möchte, dass die Leute mich verstehen« Interview mit Nilay Taş

Die 18-jährige Schülerin Nilay Taş lebt in der Stadt und steht kurz vor dem Abitur. Im Interview erzählt sie von Erfahrungen mit Diskriminierung und Solidarität, darüber, warum sie die Einbürgerung abgelehnt hat, was Integration für sie bedeutet – und was die Mehrheitsgesellschaft aus ihrer Sicht leisten sollte.

Konstanze Ameer (KA): Wie ist es für Sie, hier zu leben?

Das ist schwer, die Stadt ist ziemlich klein. Dadurch, dass hier nicht so viele Menschen wohnen, fühlt man sich auch ein bisschen eingengt, man lebt hier ja in der Minderheit. Das ist schon zu spüren.

KA: Können Sie beschreiben, wie das zu spüren ist?

In unserer Schule gibt es 800 Schüler. Ich bin die einzige Türkin, eine der wenigen Ausländerinnen. Ich höre die typischen Ausländerwitze. An meiner jetzigen Schule passiert das nicht so oft, aber an meiner alten Schule ist es oft passiert. Manchmal sind diese Dinge auf mich bezogen, manchmal allgemein oder bezogen auf andere. Aber wenn man quasi dazugehört, fühlt man sich angegriffen.

Die, die das machen sind Leute, die keinen direkten Kontakt zu mir haben. Leute, mit denen ich noch nie gesprochen habe. Manchmal passiert das zum Beispiel, wenn ich etwas sage, was grammatikalisch falsch ist. Dann sagen sie: »Typisch, Türkin!« oder »Lern mal die Sprache!« Eine Zeit lang habe ich mich nicht getraut, mich im Unterricht zu melden, weil ich immer dachte: Jetzt sage ich etwas Falsches. Aber jetzt haue ich das auch einfach so raus. Dann sollen sie mich eben korrigieren, das stört mich nicht mehr. Früher, als ich klein war, habe ich das sehr ernst genommen und gedacht, das ist für mich jetzt eine Beleidigung. Manchmal machen wir unter engen Freunden Witze über die Menschen, die so denken, weil wir wissen, dass es falsch ist, so zu denken.

Manche Schüler werden von den Lehrern bevorzugt, manche benachteiligt. Ich weiß nicht, ob das daran liegt, dass man eine andere Herkunft hat. Wir haben manchmal mit unserer Deutschlehrerin Probleme. Wir sind drei Ausländerinnen in der Klasse. Es ist noch nicht lange her, dass wir immer, wenn wir Gruppenarbeiten machen mussten, in eine Gruppe zusammengesteckt wurden und ganz andere Aufgaben bekamen als die Anderen. Das ist für mich keine Abiturvorbereitung. Die Anderen durften Fabeln schreiben und wir mussten Städte in der Deutschlandkarte einzeichnen. Das hat mich geschockt.

KA: Und wie sind Sie damit umgegangen?

Die ganze Klasse hat das gemerkt, nicht nur wir drei. Also sind die Anderen mit uns zur Schulleitung gegangen und wir haben das angesprochen. Die Schulleitung will das am Donnerstag in der Schulkonferenz ansprechen. Die haben das Problem ganz klar wahrgenommen.

KA: Gab es in Ihrem Leben eine Zeit, in der es schwierig war, hier zu leben?

Es gab Zeiten, wo ich gedacht habe: Ich will hier nicht leben, ich kann das nicht. Ich werde hier total ausgeschlossen. Das gab es, besonders an meiner alten Schule. Da war es noch schwieriger, Ausländerin zu sein. An meiner neuen Schule ist das kein so großes Problem. Ich weiß nicht, ob es daran liegt, dass es ein Gymnasium ist – also ob bildungsspezifische Sachen eine Rolle spielen – aber ich glaube es. Wenn man das Thema Migration oder Integration in der Schule hat... In Geografie kam es vor, dass über ein Gebiet gesagt wurde, dass es da viele Ausländer gibt. Und dann kam sofort die Frage

nach Kriminalität auf – da wird man angeguckt. Ich fühle mich dann angesprochen. Da fühle ich mich als eine der wenigen angesprochen.

KA: Was verbinden Sie mit dem Wort Integration?

Wir hatten das Thema in der Schule und jemand meinte: »Wenn ich in ein anderes Land ziehen würde, da müsste ich mich an alles halten und da würde ich auch die Religion ändern.« Das sei Integration. Also das würde für mich auf keinen Fall in Frage kommen, dass man sich komplett ändert und assimiliert und anders wird. Da würde man ja selbst seine Individualität verlieren. Das ist meine Meinung dazu. Ich muss die Sprache lernen, ich muss mich an Regeln und Gesetze halten und die kulturellen Gegebenheiten spielen auch eine Rolle. Aber vollkommen meine eigene Kultur aufzugeben, weil ich jetzt hier lebe – das kommt für mich überhaupt nicht in Frage. Integration muss von beiden Seiten kommen. Für mich ist Integration die Akzeptanz und das Zusammenleben verschiedener Menschen. Es kann nicht sein, dass nur ich die Leute verstehen soll. Ich möchte auch, dass sie mich verstehen. Das Zusammenkommen verschiedener Meinungen, Kulturen, Sprachen usw. – das ist für mich Integration. Integration ist für mich, sich mit dem zu verstehen, der anders ist als ich und sich gegenseitig so wahrzunehmen, wie man ist.

KA: Ihr Vater hat mir erzählt, dass Sie die Einbürgerung abgelehnt haben?

Ja.

KA: Würden Sie mir etwas zu ihren Gründen sagen?

Natürlich hat es viele Vorteile, wenn man deutsche Staatsbürgerin ist. Trotzdem weiß ich nicht, ob mir das etwas bringen würde, ob man mich deshalb plötzlich als Deutsche sehen würde. Ich glaube, das wäre ja nicht der Fall, deswegen... Das hätte rechtlich etwas verändert, aber sozial bekomme ich das ja nicht. Deswegen habe ich das abgelehnt. Deutschland ist meine zweite Heimat. Ich lebe hier seit ich sieben bin, aber zur Gesellschaft hingezogen fühle ich mich nicht. Vielleicht hat das auch nur etwas mit mir und meiner Persönlichkeit zu tun, aber im Großen und Ganzen, was ich die Jahre mitgenommen habe, ist der Eindruck, dass ich von den Leuten her, die die Mehrzahl ausmachen, nie zu denen gehören werde. Natürlich habe ich einen Freundeskreis und es gibt Leute, die ich länger kenne: Ist ja klar, dass ich zu denen gehöre! Aber Zugehörigkeit zur ganzen Gesellschaft ist schwierig. Ich habe vor, nach dem Abitur zu gehen. Ich habe den Eindruck, dass es schwierig ist, hier zu studieren. Die Stadt zu verlassen, würde mir nicht viel ausmachen. Selbst, wenn ich in Deutschland studiere, würde ich hier weggehen.

KA: Wenn Sie Deutschland verlassen: Was meinen Sie, wie Sie auf diesen Lebensabschnitt zurückblicken werden?

In Deutschland zu leben, hat mir sehr viel beigebracht. Das muss ich schon sagen. Das ist alles ein Teil von mir, was mich zu dem gemacht hat, was ich bin. Dadurch, dass ich manchmal ausgeschlossen wurde, habe ich verstanden, keine Vorurteile gegenüber anderen zu haben. Es ist auch nicht so, dass ich alles vergesse, wenn ich jetzt woanders hingehe. Auch wenn ich gehe – ich werde wieder zurückkommen wollen.

KA: Wie haben Sie die schwierigen Phasen überstanden, von denen Sie berichtet haben?

Ich weiß nicht. Ich glaube, nach etwas Schlechtem kommt immer etwas Gutes. Man sagt sich: Ich kann mich ja doch mit den Leuten verstehen, die nicht so sind wie die, die mich ausgrenzen. Ich kann das alles ja nicht verallgemeinern und sagen: Alle Deutschen sind Rassisten. Das würde ich niemals sagen! Und manchmal, wenn ich eine engere Beziehung aufgebaut habe und mit jemandem darüber

rede: Ich will das komplett ausschalten, was die anderen sagen, das ist mir komplett egal. Ich mache mir darüber heute nicht mehr so viele Gedanken und kann auch darüber lachen. Was ich früher sehr ernst genommen habe, nehme ich jetzt nicht mehr so ernst.

KA: Was hilft Ihnen, wenn Sie angefeindet werden?

Mein Glaube. Der spielt für mich eine sehr, sehr große Rolle. Ich bin eine Person, die nicht viel erzählt. Ich rede nicht von meinen Problemen. Die behalte ich für mich. Ich will auch andere nicht damit belasten. Ich höre gerne anderen zu, aber von mir spreche ich nicht so gerne. Meinen Eltern erzähle ich das auch nicht. Ich kläre alles selbst. Wenn ich angegriffen oder beleidigt werde, dann sag ich etwas dazu. Das passiert dann einfach. Ich kann das überhaupt nicht ab, ungerecht behandelt zu werden. Auch für andere setze ich mich gerne ein. Wenn ich etwas für richtig halte, dann sage ich das auch.





»Das, was mir wichtig ist im Leben, das schaffe ich auch.«

Der folgende Text beruht auf einem Interview mit der Studentin Saabia Saab, in dem sie von ihrem Leben an unterschiedlichen Orten in Deutschland, ehrenamtlichem Engagement und Empowerment von Frauen in und durch muslimische Organisationen spricht.

Ich studiere Psychologie im achten Semester. Für dieses Fach ist der Numerus Clausus sehr hoch. Ich wurde von dieser Uni angenommen und bin schon jemand, der für seine Träume auch kämpft und einsteht. Deswegen war mir der Ort nicht so wichtig, weil ich unbedingt meinen Lebensraum erfüllen will. Außerdem bin ich auch eine, die sich Herausforderungen stellt. Hier zu leben, hat mich sehr wachsen lassen. Vorher hatte ich in Bochum einen »safe space«. Da habe ich meine Lebensweise gar nicht mehr hinterfragt, weil sie für mich so normal war. Hier ist es schon so, dass ich mich persönlich nochmal neu definiert habe und in meinem Glauben auch stärker geworden bin, weil ich mich jeden Tag dafür behaupte. Behaupten muss. Aber nach vier Jahren verbinde ich mit dieser Stadt heute sehr viel, weil ich einen Großteil meines Studiums hier verbracht habe und weil ich sehr viel ehrenamtlich im Islamischen Kulturzentrum aktiv bin. Dadurch, dass ich sehr viele Führungen gebe, merke ich auch, wie Aufklärung und Bildung eine Gesellschaft verändern kann. Sei es, dass Schulklassen hierher kommen und mit einem ganz anderen Bild vom Islam rausgehen als vorher. Das ist etwas, was mich selber sehr berührt und mir viel Kraft gibt. Ich bin dankbar, dass ich den Weg hierher gefunden habe, weil die Arbeit einfach unglaublich wertvoll ist und ich merke, dass sie was bewirkt.

Da ich schon in Bochum ehrenamtlich sehr aktiv war im Rahmen der Jugend- und Aufklärungsarbeit, habe ich gefragt, wie ich mich hier in der Gemeinde engagieren kann. Ich habe direkt eine Aufgabe bekommen, wurde hier eingegliedert und habe kurz darauf eine Frauengruppe gegründet. Einige Monate später wurde ich dann in den Vorstand gewählt.

»In meinem Fach bin ich die einzige Muslima.«

In meinem Fach bin ich die einzige Muslima. Ich glaube, es gibt noch einen weiteren Muslim im gesamten Institut. Aber die Studierenden sind sehr gemischt. Viele kommen aus größeren Städten von außerhalb, also nicht unbedingt von hier. Jeder vierte in dieser Stadt ist Studierender – und Studierende sind meistens eigentlich ziemlich offen und oft sehr kritisch. Und das spüre ich auch, dass das nette Leute sind, die mich willkommen heißen von Anfang an.

Ich bin in einer deutschlandweiten Organisation tätig, die Muslimische Jugend in Deutschland (MJD). Dadurch reise ich sehr viel und bin immer nur für bestimmte Phasen hier und sonst innerhalb Deutschlands oder international unterwegs. Mittlerweile bin ich auch so eine Art Ansprechpartnerin für die ausländischen Studierenden hier in der Gemeinde. Wenn sie zum Beispiel Hilfe brauchen mit Behörden, verfasse oder korrigiere ich Schreiben für sie. Sonntags leite ich die Frauengruppe in der Moschee. Wir sprechen über Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen. Ich coache die Teilnehmerinnen auch zu Themen wie Zeitmanagement und Stressbewältigung, damit sie ihr Leben besser bewältigen können. Vor allem, weil viele von ihnen hier studieren oder ihre Doktorarbeit schreiben und keine Muttersprachlerinnen sind. Damit haben sie nochmal ganz andere Schwierigkeiten als ich. Da bin ich teilweise so eine Art Bezugsperson in dieser fremden Stadt. Wir sprechen darüber, was in der Woche passiert ist und wie es ihnen geht. Und unabhängig davon geht es auch darum, dass wir zusammen Spaß haben. Wir machen auch sehr viel zusammen und mittlerweile ist ein Freundeskreis daraus entstanden.



Was mir wichtig ist im Leben, das schaffe ich auch. Und da lasse ich mir auch keine Steine in den Weg legen. So kann ich meine Religion in dem Rahmen ausleben und praktizieren, wie ich es möchte. Ich führe meine Gebete durch und trage immer noch mein Kopftuch. Ich habe es nicht abgenommen, denn ich fühlte mich nicht gezwungen, es abzulegen. Ich kann in die Moschee gehen, wann ich will. Und ich kann das für mich sehr wichtige Ehrenamt ausfüllen. Denn das gehört auf jeden Fall zu mir.

»In der Islamischen Jugend wurde ich empowert.«

Ich bin, seit ich 13 Jahre alt bin, in einer Jugendgruppe, der Islamischen Jugend, und wurde da empowert. Dort habe ich sehr viel über meine Religion gelernt – auch, sie zu hinterfragen, sie kritisch zu beleuchten und vor allem, sie überhaupt auf Deutsch zu vermitteln. Vielen muslimischen Jugendlichen fällt es schwer, ihre eigene Religion Nicht-Muslimen zu vermitteln. Im Laufe der Jahre fing ich selbst an, die Gruppe zu leiten und in Projekten mitzuarbeiten. Als ich herkam, war mir klar: Ich muss das auf jeden Fall weitermachen. Es gibt so unglaublich viele Probleme auf der Welt, dass ich zumindest versuchen kann, irgendwie zur Lösung beizutragen. Ich würde aber schon sagen, dass der Schwerpunkt sich sehr verlagert hat. Ich mache hier vermehrt andere Arbeit als in Bochum. Hier biete ich vor allem Führungen an, gehe in Schulen und mache viel mehr Ausklärungsarbeit als vorher. Das zeigt vor allem, dass die Menschen hier anders sind, weil sie wenig mit Religion zu tun haben und auch wenig über Religion wissen. Und dadurch wahrscheinlich eine noch größere Distanz zum Islam vorherrscht als bei Menschen anderswo in Deutschland.



»Ich bin im Krieg geboren, ich bin im Krieg groß geworden und am Ende bin ich davor geflohen. Ich verstehe ein bisschen was von Politik.«

Der folgende Text beruht auf einem Interview mit dem 22-jährigen Amar Tawfeek, der aus Afghanistan nach Deutschland geflohen ist. Ein Text über Warten und Aushalten, Rassismus und Krieg und die Sehnsucht nach einer Ausbildung und einem selbstbestimmten Leben.

Ich lebe seit sieben Monaten hier. Vorher habe ich in der Unterkunft in Ludwigslust gelebt und davor zwei Monate in der Erstaufnahmestelle in Horst. Da muss man zwei Monate bleiben. In Horst war es schlimmer als in Ludwigslust, weil es keine Stadt in der Nähe gibt. Das ist im Wald, ein »Dschungelcamp«. Zwei Monate da zu bleiben, ist trotzdem normal. Man weiß dort den ganzen Tag nicht, was man tun soll. Es gibt dort eine Akademie, da kann man etwas lernen. Nach dem Aufstehen wird gefrühstückt. Danach kann man ins Fitnessstudio gehen, dann Mittagessen, dann Fußball oder Volleyball spielen. Es gab dort einen Sprachkurs: Zwei Tage in der Woche für zwei Stunden. Bei mir im Kurs waren siebzehn oder achtzehn Leute. Es ist ein fortlaufender Kurs, Leute gehen und kommen. Man kann dort nur lernen: Wie heißt du? Woher kommst du? Wie alt bist du? Solche Dinge.

Ich bin alleine aus Afghanistan geflohen, als einziger aus meiner Familie. Im Lager gab es andere afghanische Leute. Ich war in meinem Zimmer mit einem anderen afghanischen Jungen, wir konnten uns unterhalten. Meine Muttersprache ist Paschtu, aber Dari spreche ich auch. Das macht für mich keinen Unterschied. Dari habe ich in der Schule gelernt. Der Unterricht in Mathematik, Chemie, Physik und Geschichte war in Dari. In Afghanistan können alle Menschen mindestens zwei Sprachen fließend sprechen. In der Schule muss man Dari und Paschtu lernen, außerdem kann man dazu noch Englisch und Arabisch lernen. Damit kann man in der siebten Klasse beginnen. Deshalb kann ich mit allen sprechen, die aus Afghanistan hierher kommen.

»Ich darf nicht in ein anderes Bundesland gehen.«

Nachdem ich zwei Monate in Horst war, haben mir die Zuständigen kurzfristig mitgeteilt, dass ich jetzt nach Ludwigslust fahre. Mit einem Zettel haben sie mir das mitgeteilt. Wir waren über zwanzig Leute, die alle zur selben Zeit weg sollten. Wir sind in einen Bus gestiegen und der hat uns nach Ludwigslust gefahren. Dort war ich mit vier Personen in einem Zimmer. Ein Jahr und acht Monate lang. Nach dieser Zeit hat das Bundesamt, die Ausländerbehörde, gesagt, dass ich einen Aufenthaltsstatus für drei Jahre bekomme und mir einen Ort aussuchen darf, an dem ich leben will.

Ich darf nicht in ein anderes Bundesland gehen, aber hier in Mecklenburg-Vorpommern darf ich überall hin. Wenn ich irgendwann einmal Arbeit habe, darf ich auch woanders hin. Ich würde sehr gerne arbeiten. Ich will unbedingt arbeiten. Ich möchte, ich bin jung! Ich bin 22 Jahre alt. Ich will einen Beruf lernen, eine Ausbildung machen. Wenn ich keine Ausbildung machen kann, was soll ich dann tun, dann bin ich arbeitslos. Ich möchte kein Geld vom Jobcenter bekommen, ich will arbeiten und lernen. Ich möchte kein Geld von anderen nehmen. Ich will alles mit meinem eigenen Geld bezahlen können! In meinem Herzen fühlt es sich richtig schlecht an.

»Ich habe meine Abschlussprüfung gemacht, [...] Und dann war ich hier, ohne alles.«

In Afghanistan bin ich bis zur zwölften Klasse zur Schule gegangen. Danach habe ich meine Abschlussprüfung gemacht, aber weil ich schnell fliehen musste, habe ich das Zertifikat nicht mehr bekommen. Und dann war ich hier, ohne alles. Ab Oktober 2012 war ich in Ludwigslust. Es war so schlecht dort, richtig schlecht. In Mecklenburg-Vorpommern ist es einfach nicht so wie in Hamburg,

Berlin, Hannover oder Bremen. Das ist meine Meinung. Weil die Leute hier keine Ausländer mögen. Die gucken so komisch. Sie gucken mich einfach nicht normal an. Es fühlt sich schrecklich an. Jetzt kann ich die Sprache verstehen, aber früher habe ich nicht verstehen können, was die Leute sagen. Trotzdem habe ich verstanden, dass sie schlechte Dinge über mich sagen oder schimpfen. Manche Leute auf der Straße haben das gemacht, wenn sie an mir vorbeigegangen sind. Und jetzt gibt es dort, wo ich wohne, eine neue Unterkunft für Geflüchtete. Die Leute in meinem Stadtteil wollen diese Unterkunft nicht. Aber sie ist da und nun gucken sie immer böse, wenn sie Menschen mit dunklen Haaren sehen. Meine Haare sind ja schwarz und sie gucken mich böse an. Das ist nicht nur in Ludwigslust so gewesen, das ist auch hier in der Stadt so. Grimmig gucken die Leute. Egal, woher du kommst, wenn deine Haare dunkel sind – das reicht schon. Sofort wird der Blick böse. Wenn ich einem Deutschen sage: Ich bin Afghane, ich bin Muslim, dann sehe ich, dass der sofort denkt, dass ich Terrorist bin oder etwas anderes Schlimmes. Die Leute hier in Mecklenburg kennen keine Ausländer und wissen nichts über die Länder und deren Geschichte.

Diese zwei Dinge belasten mich am meisten: Dass die Leute mich nicht mögen und dass ich seit zwei Jahren keine Schule mehr hatte. Zwei Jahre sind eine lange Zeit. Man muss ein Jahr hier sein, um einen Deutschkurs machen zu dürfen. Vorher geht es nicht, so ist das. Das ist sehr schlecht. Als ich gekommen bin, war ich 19 Jahre alt – jetzt bin ich 22. In diesen drei Jahren hätte ich eine Ausbildung machen oder die Sprache sehr gut lernen können. Ich muss immer daran denken, dass ich jetzt in meinem letzten Ausbildungsjahr sein könnte. Ich kann nichts. Ich bin jung. Ich könnte jetzt so viel lernen, egal was. Ich könnte alles lernen, aber jeden Tag werde ich ein bisschen älter. Und jedes Mal wenn ich an meine Geschichte in Ludwigslust denke – es ist schwer zu sehen, dass diese Jahre verloren sind. Das ist schlecht für mich, eine schlechte Geschichte.

»Nach 20 Uhr gehe ich nicht alleine raus [...], denn ich will keine Probleme mit den Deutschen haben.«

Hier ist es besser als in Ludwigslust. Es ist kein Problem für mich, alleine zum Deutschkurs oder zum Einkaufen zu gehen. Nur nachts ist es unmöglich. Nach 20 Uhr gehe ich nicht alleine raus. Ich denke, dass es besser für mich ist, denn ich will keine Probleme mit den Deutschen haben. Bis spätestens 20 Uhr gehe ich einkaufen, danach bleibe ich zu Hause. Darauf achte ich. Ein Freund von mir arbeitet in einem Dönerladen. Er hatte dort um 22 Uhr Schluss und ist alleine nach Hause gegangen. Die Polizei hat ihm gesagt, er sollte nachts, auch um 22 Uhr, nicht alleine nach Hause gehen. Sie haben zu ihm gesagt: Du darfst das nicht alleine machen, denn es ist gefährlich für dich.

Gewalt habe ich oder meine Freunde bisher nicht erlebt. Aber Freunde haben erzählt, dass vier oder fünf Deutsche mit Glasflaschen die Fenster von der Unterkunft eingeschlagen haben. Ich wohne zwei Minuten von der Unterkunft entfernt. Dort gibt es viele Deutsche, die keine Ausländer mögen und viele Asylsuchende.

In den letzten zwei Jahren hat sich in mir etwas verändert. Für mich ist dieses Lebensgefühl jetzt normal. Die letzten zwei Jahre habe ich immer daran gedacht, was die Anderen von mir denken, warum sie mich nicht hier haben wollen. Aber jetzt ist es für mich egal, ob Deutsche Asylsuchende mögen oder nicht. Das spielt einfach keine Rolle mehr. Jetzt will ich einfach nur die Sprache noch besser lernen, danach eine Ausbildung machen, einen Beruf erlernen. Andere Meinungen sind nicht mehr wichtig. Und nicht nur als Betroffener ist das unwichtig. Auch für mich als Person. Ich will etwas lernen und ich helfe anderen immer, wenn es nötig ist. Egal ob Deutsche, Afghanen, Eritreer. Mensch ist Mensch, da gibt es einfach keinen Unterschied. Wenn ich Arzt wäre, würde ich doch auch allen Menschen helfen, egal wem. Wo auch immer er herkommt und was auch immer er tut. Was soll das für eine Rolle spielen? Als Muslim ist es auch gar nicht möglich, anders zu handeln.

Ich bin praktizierender Muslim und das ist hier überhaupt kein Problem. Einmal war ich krank



und musste ins Klinikum. Dort haben mich die Krankenschwestern und die Küche gefragt, ob ich Muslim sei. Ich habe ja gesagt und dann haben sie mir extra Essen gebracht. Auch kann ich hier überall beten und mich auch halāl ernähren. Das ist beides wichtig für mich. Freitags kann ich in die Moschee gehen oder zu Hause mit meinen Freunden beten. Zum 'Īd [Fest des Fastenbrechens] war ich in der Moschee. Mit meinen Freunden, wir waren sieben oder acht Leute. Das war schön. Die Gemeinde ist gut. Da kann ich gut hingehen. Und Fleisch kaufe ich in Hamburg. Hühnerfleisch und Rinderfleisch. Und seit ein oder zwei Monaten gibt es hier einen Laden, wo ich das kaufen kann. Der ist ganz neu.

»Das Problem, mit dem wir hier konfrontiert sind, hat mit Rassismus zu tun.«

Ich denke, dass das Problem, mit dem wir hier konfrontiert sind, eher was mit Rassismus als mit Religionsfeindlichkeit zu tun hat. Aber ich habe keine Ahnung. Mein Gefühl ist, dass die Leute denken, dass wir hier nichts zu suchen haben, dass wir ihnen Arbeit wegnehmen. Dass wir hier nicht hergehören. Sie finden Ausländer einfach scheiße und nicht insbesondere Muslime. Aber vielleicht ist das auch doch so? Muslime werden immer für Terroristen gehalten. Dabei sind die Terroristen Terroristen, weil sie Terroristen sind, und nicht, weil sie gute Muslime sind. Aber das wissen die Leute hier nicht. Sie sehen nur immer, was die Terroristen machen und dass es Muslime sind und sich auch noch auf die Religion berufen.

Ich bin jung, aber ich weiß, wie der Krieg ist. Ich bin 22 Jahre alt. Ich bin klein. Aber ich bin im Krieg geboren, ich bin im Krieg groß geworden und am Ende bin ich davor geflohen. Ich verstehe ein bisschen was von Politik, denn ich habe diese Politik erlebt. Immer ist Krieg in Afghanistan. Gestern hat eine Terrorgruppe 20 Leute in Kabul umgebracht.

Meine Gedanken sind schwer. Ich habe so viel Zeit verloren. Es ist nicht zu spät, aber es ist eben schwer für mich, das zu akzeptieren. Jeden Tag denke ich an meine Familie. Sie leben in Afghanistan und da ist immer nur Krieg. Wenn ich dann nachts schlafen will oder etwas essen möchte, dann denke ich immer an meine Familie: Was macht sie? Wie geht es ihr? Was passiert in meiner Heimat, was richtet der Krieg dort alles an? Daran denke ich immer. Daher kann ich nicht gut denken und nicht gut essen und nicht gut schlafen.



Meine Familie lebt in Kabul. Alle die noch leben, sind auch zusammen. Ich habe drei Schwestern und zwei Brüder. Mein großer Bruder ist tot. Mein Vater ist tot. Mein kleiner Bruder und meine Schwestern und meine Mutter leben zusammen. Manchmal kann ich sogar mit ihnen reden, aber nicht immer. Vor zwei oder drei Monaten konnte ich mit ihnen telefonieren. Aber meine Familie muss immer mal wieder aus Kabul fliehen. Immer wenn sie weg sind, nach Peschawar in Pakistan fliehen, dann können wir nicht reden, dann weiß ich nichts und auch nicht, ob sie noch leben. Das ist schwer.



»Ich werde kämpfen, werde alles durchhalten, damit ich irgendwann mein richtiges Leben leben kann.«

Der folgende Text beruht auf einem Interview mit Brihan Amadu, die aus Äthiopien nach Deutschland geflohen ist. Sie spricht über ihren Alltag in Mecklenburg-Vorpommern, über Erfahrungen von Rassismus, über ihren Glauben und die Sehnsucht nach Freiheit.

Ich lebe seit März 2015 in dieser Stadt. Vorher habe ich ein Jahr und zwei Monate in der Asylsuchendenunterkunft in Ludwigslust gelebt. Die ersten Monate in Deutschland war ich in der Aufnahmeeinrichtung in Horst. Ich wollte gerne aus Ludwigslust weg. Dort gab es keine Möglichkeiten für mich, einen guten Deutschkurs zu besuchen. In der Unterkunft war es auch nicht gut. Hier ist es ein bisschen besser als in Ludwigslust, weil die Stadt ein wenig größer ist und es für die Schule mehr Möglichkeiten gibt. Aus verschiedenen Sprachkursangeboten konnte ich mir eines aussuchen.

»Wir hören das von überall: Flüchtlinge sind nicht willkommen.«

Über diese Stadt wusste ich sonst nichts. Sie ist schön. Aber es gab eine Auseinandersetzung zwischen Eritreern und Deutschen. Darüber gab es sogar einen Bericht im Fernsehen. Einige Eritreer wollten in einem großen Supermarkt einkaufen gehen. Vor dem Supermarkt standen einige Deutsche, die haben den Eritreern den Weg versperrt und gesagt: Ihr dürft hier nicht rein. Da haben die Eritreer gesagt: Doch, das dürfen wir. Daraufhin haben die Männer ihre Hunde auf die Eritreer losgelassen. Sie waren davon total eingeschüchtert und sind zu der Frau gegangen, die hier von der Stadt aus für die Flüchtlinge arbeitet. Sie hat dann die Polizei angerufen und so ist das Ganze öffentlich geworden. Aber seitdem trauen wir uns alle nicht mehr abends raus zu gehen. Wir haben alle Angst, dass uns etwas passiert. Dieser Vorfall ist einer der Gründe, warum es diese Angst gibt. Aber schon vorher wusste ich, dass es mehrere politische Parteien gibt, die für Asylsuchende und Einwanderer nicht gut sind. Wir hören das von überall: Flüchtlinge sind nicht willkommen und dadurch sind wir alle eingeschüchtert. Wir sind einfach verängstigt, weil wir wissen, dass es Menschen gibt, die nicht wollen, dass wir hier sind. Das macht uns zu schaffen, macht uns ängstlich und unsicher. Dieser Angriff mit den Hunden ist eine Sache, aber dass sehr viele Leute gegen Flüchtlinge sind, das ist uns klar. Das macht Angst.

»Trotz der Angst ist es hier besser als in meiner Heimat.«

Ich bin aus Äthiopien weggegangen, weil ich in Freiheit leben wollte und will. Ich habe ein besseres Leben gesucht. Wenn ich hier ein besseres Leben haben will, dann werde ich dafür auch kämpfen, werde alles durchhalten, damit ich dann irgendwann mein richtiges Leben leben kann. Ich lasse mich davon nicht beirren. Ich kann hier ein gutes Leben führen, denn trotz der Angst ist es hier besser als in meiner Heimat. Hier gibt es für mich die Chance, ein Leben zu führen, wie ich es will. Da glaube ich dran. Außerdem versuche ich auch, mir nicht so viele Gedanken über solche Sachen zu machen. Ich gehe zur Schule und das ist für mich das Allerwichtigste. Ich denke eigentlich an nichts anderes. Wenn ich die Schule gut schaffe, habe ich eine viel bessere Chance für alles andere. Und wenn ich jetzt, wo ich eine eigene Wohnung habe, nach Hause komme, fühle ich mich richtig wohl. Es ist einfach entspannt. Das ist mein Reich, ich freue mich sehr darüber und genieße das Leben. Meistens gehe ich nach der Schule auch in die Stadt und gucke ein bisschen rum, treffe die Frau, die sich hier in der Stadt für Flüchtlinge einsetzt. Ich rufe sie an und wir treffen uns und machen etwas zusammen. Das ist schön und hilft mir auch, mein Deutsch zu verbessern.

Diesen Monat war ich zum ersten Mal in der Moschee, um das Ende der Fastenzeit zu feiern. Es



war sehr, sehr schön, dorthin zu gehen. Im September sind es zwei Jahre, seit ich meine Heimat verlassen habe. Es war das erste Mal, dass ich seitdem in der Moschee war. Ich habe mich so wohl gefühlt. In meiner Heimat habe ich das letzte Mal dieses Fest gefeiert. Zwei Jahre konnte ich es nicht feiern. Das war so schön, es feiern zu können. Drinnen haben mich alle nett begrüßt und es war eine schöne Begegnung. Und auch wenn das nicht so gewesen wäre – für mich war nur wichtig, da zu sein und mein Gebet zu machen. Das war ein wunderbares Gefühl. Überhaupt war das ein toller Tag. Wenn es einen großen islamischen Feiertag gibt, ist es eine Tradition in Eritrea und Äthiopien, dass Muslime und Christen zusammen feiern. Ich bin hier eine der wenigen Musliminnen, aber ich feiere mit den ganzen Freunden, die auch Christen sind, zusammen. Ramadan waren alle hier bei mir. Wir haben gelacht, gegessen und gekocht, das war sehr schön.

»In Äthiopien habe ich gelernt, was Integration bedeutet: zusammen zu leben.«

Das ist etwas, was mich hier sehr wundert: Ich kenne diese Unterschiede zwischen Christen und Muslimen aus meiner Heimat überhaupt nicht. In Äthiopien habe ich von Beginn an gelernt, was Integration bedeutet: zusammen zu leben. Äthiopien und Eritrea sind verfeindete Staaten, aber wir untereinander machen keinen Unterschied zwischen Äthiopiern und Eritreern. In Äthiopien gibt es 80 verschiedene Sprachen und wir können alle miteinander leben. Ich habe hier von einer Bewegung gehört, die etwas gegen Muslime hat. Das stört mich sehr und ist ganz neu für mich. In meinem Heimatland heiraten Muslime und Christen ganz selbstverständlich. So ist das einfach. Aber hier in Europa wird so sehr negativ über Muslime geredet. Das finde ich schrecklich. Hier scheint das nicht normal zu sein, dass alle alle heiraten können. Das ist nicht schön. Und diese negative Haltung, die merke ich auch auf der Straße.

Ich hatte ein unangenehmes Erlebnis in Ludwigslust. Ich war auf dem Weg zu einer Bekannten und habe die Straße nicht gefunden und eine Frau gefragt, wo die Straße zu finden sei. Da hat sie mich angeguckt und gesagt: Wieso trägst du denn dieses Kopftuch? Und ich habe gesagt: Weil ich Muslima bin und es gerne trage. Da sagte sie: Ich finde das nicht gut. Und dann habe ich gesagt: Wollen sie mir jetzt helfen oder nicht? Und da hat sie mich einfach stehen lassen und ist weggegangen.

»Ich möchte gerne ein Kopftuch tragen, das gehört zu meinem Glauben.«

Auch sonst gibt es Leute, die mich fragen: »Brihan, warum trägst du das? Hat man dich gezwungen oder machst du das freiwillig?« Und ich muss dann immer wieder sagen: »Nein, ich möchte es gerne tragen, das gehört zu meinem Glauben. Keiner hat mich dazu gezwungen.« Und manche sagen dann: »Verstehe ich nicht, das ist doch nur ein Zeichen für die Unterdrückung von Frauen.« Einmal an der Bushaltestelle habe ich eine Frau angelächelt und sie lächelte zurück und fragte mich dann, wie es mir gehe und woher ich käme. Ich habe das beantwortet und dann sagte sie ganz freundlich zu mir: »Guck mal, du bist jetzt in Deutschland, da kannst du das wieder abnehmen« – und hat auf mein Kopftuch gedeutet. Ich muss das immer wieder erklären. Das ist mir sehr fremd. Auch die Blicke oder das demonstrative Weggucken ist mir unangenehm. Ich weiß nicht, ob es daran liegt, dass ich Schwarz bin oder an dem Hijab.

Das beschäftigt mich und meine Freunde schon sehr. Wenn ich mit ihnen zusammen bin, haben wir zwei Themen: Wie können wir unsere Sprache verbessern, um besser zu kommunizieren? Das andere Thema ist, was wir mit den Menschen auf der Straße erleben. Einmal haben wir einen Billiardclub empfohlen bekommen, einmal ein Café und ähnliche Vorschläge. Da sind wir gemeinsam ein paarmal zu den Orten gegangen, haben aber immer nur Ablehnung und kein schönes Gesicht bekommen. Es waren keine schönen Abende. Darüber haben wir wochenlang diskutiert. Wenn wir so etwas erleben, reden wir wochenlang darüber. Dann wieder denke ich: Ach es gibt Menschen, die sind so und andere, die sind anders. Ich bin gut darauf vorbereitet, dass ich abgelehnt werde. Wenn jemand das tut, ist es ok. Dann versuche ich es bei jemand anderem. Und gucke immer nur nach vorne.

Mein Traum, mein Wunsch ist es, nach Frankfurt am Main zu gehen. Denn Frankfurt ist ein Dreh- und Angelpunkt. Ich kann viele Sprachen sprechen. Wenn ich dort hingehe, denke ich, dass ich bessere Chancen habe, in einem Reisebüro Arbeit zu finden, wenn ich es schaffe, meine Ausbildung als Reisekauffrau zu machen. Ich kann Arabisch, Englisch, Amharisch, Deutsch und noch weitere Sprachen sprechen. Nach Frankfurt gehen zu können, davon träume ich. Bis jetzt hat Allah mir immer geholfen. Ich bin eine gläubige Frau und bis jetzt läuft alles so, wie ich es mir gewünscht habe und ich hoffe, dass mir auch in Zukunft mein Glaube an Allah weiterhelfen wird.



»Ich würde immer noch hier bleiben wollen. Aber [...]«

*In dieser Reportage kommen Muslim*innen zu Wort, die aus ihrem Alltag in Mecklenburg-Vorpommern erzählen. Sie sprechen über positive, wie auch negative Erfahrungen in der Aufnahmegesellschaft, über die Bedeutung von Bildung, Freundschaft, Religion und ehrenamtlichem Engagement.*

»Ich würde immer noch hier bleiben wollen. Aber was ich seit den letzten drei Jahren erlebt habe, hat mich zu einer anderen Entscheidung kommen lassen.« Herr Taş sitzt zurückgelehnt auf seinem Sofa und betrachtet seine Hände. Ramadan hat gerade begonnen: Nur ich bekomme Tee und Kekse auf einem kleinen Tischchen serviert. Durch die große Fensterfront fällt warmes Sommerlicht ins Wohnzimmer. Frau Taş sitzt auf einem Sessel und tippt etwas in ihr Handy. Die kleine Tochter hat es sich am Ende des großen Wohnzimmers mit flauschigem, hellem Teppich am Esstisch bequem gemacht und sieht sich einen Film auf dem Laptop an. Von Zeit zu Zeit brummt dessen Lüftung. Sonst ist alles ruhig. Diese Wohnung im elften Stock am Rande der Stadt ist die vorläufige Endstation eines verlorenen Kampfes.

Von München und Berlin in die schönste Stadt Ostdeutschlands

Seit 1998 lebt Herr Taş hier. Er kam aus München, wo er mit seinem Vater lebte. »Mein Papa hatte Pläne für mich, aber ich hatte andere Träume, wollte woanders besseres Geld verdienen als dort in München«. Von München ging Herr Taş allein nach Leipzig, dann nach Dresden. Er ist Zimmerer. Sein Auftraggeber schlug schließlich vor, mit ihm in den Norden zu gehen. »Das war für mich eine fantastische Stadt. Der Auftraggeber hat uns erst die Umgebung gezeigt. Ich weiß nicht warum, vielleicht mit Absicht. Dann hat er uns diese Stadt gezeigt und das war für mich die schönste Stadt im Osten. In meinen Augen war es die beste Stadt. Leipzig war für mich eine dunkle Stadt. Ich habe gedacht: Hier war gerade der Krieg aktiv. Dresden war für mich auch so. Aber hier! Ich sag mal: Diese Stadt ist heller gewesen für mich. Warum auch immer. Ich bin hier sehr gerne geblieben.«

Insgesamt 18 Jahre arbeitet und lebt Herr Taş nun schon mit seiner Familie hier. Ein Ort zum Altwerden, eine Heimat, das war es für ihn. Auch sein Vater wollte hier alt werden und sterben und zog mit Beginn seiner Rente von München hierher. Seit 1965 lebte er dort. Herr Taş wollte seine Firma weiterführen, solange seine Gesundheit es zugelassen hätte. Der Vater wollte seine drei Enkelkinder in seinen letzten Lebensjahren aufwachsen sehen. »In der Stadtmitte hätten wir gewohnt. Von dort wäre alles zu erreichen gewesen. Es ist nichts geworden. Seit einem Jahr lebt mein Vater alleine in der Türkei. Können Sie sich überlegen? Ein 85-jähriger Mann alleine in der Türkei.«

Schweigen legt sich über die freundliche, helle und gemütliche Wohnung. Die Lüftung des Laptops brummt in die Stille hinein.

Der Traum vom Haus für die ganze Familie

2013 kaufte Herr Taş in der Innenstadt, direkt in Bahnhofsnähe und in fußläufiger Entfernung zu den beiden Schulen seiner Kinder ein Mehrfamilienhaus. Das Haus hat nach hinten einen Hof – »für die Kinder«, wie Herr Taş sagt. »Meine große Tochter zieht in eine Wohnung oben, Opa lebt im Erdgeschoss, wir leben in der Mitte. Das Haus ist dreigeschossig. So haben wir das geplant, das war unser Ziel.« Herr Taşs Vater war einverstanden. Mithilfe seiner Ersparnisse kauften sie das Haus, wollten es schön sanieren, um gemeinsam darin zu leben.

Doch daraus wurde nichts. Ein langjähriger Mieter, mit dem die Familie Taş vor Kauf des Hauses

einvernehmlich gesprochen hatte, weigerte sich nach einer neunmonatigen Kündigungsfrist aufgrund von Eigenbedarf auszuziehen. Es folgten Prozesse. »Das Mietrecht ist sehr stark. Wenn der Mieter nicht auszieht, kann man nicht viel machen. Außer mit Geld.« Das bot die Familie Taş. Immer höher wurde das Angebot. Doch es reichte nicht. Der Mieter blieb. Es folgten insgesamt 15 anonyme Anzeigen gegen die Hausbesitzer und weitere Klagen der Familie. Am Ende entschied der Richter immer gegen die Familie Taş, insgesamt neunmal. »Wir haben bis jetzt nur bezahlt, bezahlt, bezahlt. Unseren Anwalt, den gegnerischen Anwalt und die Gerichtskosten. Wir haben einige Zeit gekämpft und dann ist uns klar geworden, wir werden es nie schaffen. Da brauchen wir doch nicht den Anwalt zahlen und all die Kosten, dann verkaufen wir unser Haus und werden damit unser Problem los. Das haben wir dann getan.«

Viel Glück und viel Segen

Ortswechsel. Wir sitzen in einem Café am Bahnhof. Es ist viel Betrieb, an diesem sonnigen, aber kalten Vormittag im März. Bassam al-Rabi kam erst 2007 aus seiner Heimatstadt Berlin hierher, studierte Medizin und ist nun auf der Suche nach einer Anstellung. »Da mir diese Stadt so gut gefällt, kann ich mir auch vorstellen, hier zu arbeiten. Es war die beste Entscheidung, die ich hätte treffen können. Ich hatte ein sehr schönes Leben hier, eine sehr schöne Zeit und ich denke, ich hab hier bestimmt auch besser studiert als in Berlin, mit weniger Ablenkung und mit mehr Konzentration aufs Studium.«

Bassam al-Rabi kommt aus dem Schwärmen über seine Wahlheimat nicht heraus. Seine Augen leuchten, wenn er sich an seine erst vor kurzem beendeten Studentenjahre erinnert. Während er den Tee an die Lippen führt, schweift sein Blick durch das gut besuchte Café. Er spricht mehr zu sich selbst, als er sagt: »Ich habe wirklich sehr, sehr, sehr viel Glück oder Segen, wie immer man es benennen möchte. Ich habe wirklich sehr viel Glück gehabt, so super, super viele nette Leute kennenzulernen.«

»Mit allen Facetten sprechen wir mit den Jugendlichen über Sexualität.«

Bassam al-Rabi teilt sich eine Wohnung mit zwei Jungs, wie er sagt. Der eine ist Schornsteinfeger, der andere Autoverkäufer. Sie leben in einem Haus, in dem jeder sich kennt, ganz in der Nähe des Bahnhofs, mitten in der Stadt. Ob aus dem Haus, vom Squash, aus dem Studium oder durch sein Engagement: Bassam al-Rabi hat ein großes Netzwerk. Das mag auch an seinem einnehmenden Wesen liegen, seiner offenen und verbindlichen Art. Am liebsten redet er über sein ehrenamtliches Engagement. Beim Zuhören bekommt man das Gefühl, man habe ihn bei seiner Arbeit mit Jugendlichen erlebt, so lebhaft berichtet er davon. Engagiert hat er sich unter anderem in dem Projekt »Mit Sicherheit verliebt.« Medizinstudent*innen gehen damit in Schulen, hauptsächlich in siebente bis zehnte Klassen, und gestalten Projekttag rund um das Thema Sexualität: »Mit allen Facetten besprechen wir das mit den Jugendlichen – ohne die Lehrer natürlich, damit die Jugendlichen sich ein bisschen öffnen können«. Was bedeutet das Erste Mal? Was passiert bei der Frauenärztin, warum geht frau da hin? Welche Geschlechtskrankheiten gibt es und wie steckt man sich an? Im Mittelpunkt stehen aber die Fragen, die die Jugendlichen auf dem Herzen haben. Dafür bekommen die Schüler*innen einen Kasten, den sie an einen Ort ihrer Wahl stellen. Dort kann man den Tag über anonyme Fragen auf Zetteln einwerfen, die am Ende des Tages von den Studierenden vorgelesen und beantwortet werden. »Wir bringen auch immer einen Holzpenis mit, eine Menge Kondome – und üben zusammen, die überzuziehen und erklären den Jugendlichen, warum es überhaupt wichtig ist, ein Kondom zu nutzen, oder was überhaupt ein Kondom ist und was passiert, wenn es reißt. Es gibt dann auch so eine Art »Kondomführerschein«. Unvermittelt fängt Bassam al-Rabi an zu lachen: »Es ist super zu sehen, wie sich das verändert. Wenn ich an meine eigene Erfahrung in der Schule denke – was das für ein Mist war!«.



»Es gibt die fünf Säulen im Islam, an denen man sich orientiert und dann muss man gucken, wie lebe ich den Rest.«

Bassam al-Rabi lebt seinen Glauben. »Solange ich denken kann, bin ich Muslim, die Ausübung hat sich aber immer wieder verändert. Ich habe früher nicht gebetet. Ich habe es mit zwölf von meinem Cousin gelernt. Alkohol hab ich mal probiert und auch Schweinefleisch, aber die Quintessenz war: Beides ist besser ohne mich, oder ich ohne Beides.« In die Koranschule ist Bassam al-Rabi nicht gegangen. Neben Deutsch ist Arabisch seine zweite Muttersprache.

»Beim Praktizieren ist ja die Frage, inwiefern machst du das. Es gibt ja verschiedene Aufgaben, die ein Muslim hat, die er tagtäglich oder auch im Laufe seines Lebens als Verpflichtung hat. Soweit ich kann, bete ich fünfmal am Tag, ich faste, ich trinke keinen Alkohol, ich habe die Pilgerfahrt noch nicht gemacht, ich spende die Almosen. Das sind so die Sachen, die ich einhalte. Es gibt ja die fünf Säulen im Islam, an denen man sich orientiert und dann muss man gucken, wie lebe ich den Rest. Ich habe mir jetzt zum Beispiel keinen langen Bart wachsen lassen, ich trage keine traditionelle Kleidung. Es gibt noch viel mehr Aufgaben und Verpflichtungen, das ist in jeder Religion so. Das muss man für sich selbst entscheiden.«

Von der Innenstadt in die Plattenbausiedlung am Stadtrand

Knapp zehn Kilometer weiter und drei Monate später knuspert es in der Ecke vom Esstisch aus: Die kleine Tochter isst Cornflakes. Frau Taş bietet mir etwas zu essen an. Sie ist besorgt, weil ich nichts esse, obwohl ich nicht faste. Die kleine und die große Tochter gesellen sich zu uns und machen es sich auf den Sofas bequem. Der Bruder ist nicht da. Er lebt seit ein paar Monaten in der Türkei. Im Internat. Die Wochenenden verbringt der 12-jährige bei seinem Opa. Der Internatsbus bringt und holt ihn.

Einfach war es nicht für die Familie, diese Entscheidung zu treffen. »Jeder Tag war für uns schwer. Eine ganz schwere Zeit. Es ist für uns schmerzhaft. Wir vermissen unser Kind. Wir möchten unser Kind vor unseren Augen haben, aber daraus ist nichts geworden. Es geht nicht.«

Nachdem die Familie aus der Innenstadt in die Plattenbausiedlung am Stadtrand zog, bekam der Sohn Probleme. Am Eingang des Spielplatzes sollte er Passwörter nennen, die er nicht kannte. Die

Kinder versperrten ihm den Weg. Nach Besuchen auf dem Spielplatz hatte er immer mal wieder blaue Flecken. Einmal nahm ihm ein Junge seinen Ball weg. Herr Taş schickte seinen Sohn zu dessen Wohnung, er sollte nach dem Ball fragen. Der Vater versprach, mit seinem Sohn zu reden. Dieser behauptete, er habe den Ball nicht. Familie Taş vergaß die Sache mit dem Ball. Die Probleme blieben. Eines Tages stand der Vater des Jungen vor der Tür und drohte, er werde es mit ihnen so machen wie in Rostock-Lichtenhagen: »Da sage ich zu ihm: ›Wie, Lichtenhagen!‹ Da sagt er: ›Ich werde euch abbrennen.‹ Kommt mit so einer bösen Art an unsere Tür!« Herr Taş schüttelt tief bestürzt den Kopf. Wir sitzen alle in der Runde und schweigen.

Der Großvater ist nun schon ein Jahr in der Türkei. Nachdem sich der Traum vom gemeinsamen Wohnen in der Innenstadt zerschlagen hatte und die Familie finanziell nahezu ruiniert war, entschied der Vater, diesen schweren Schritt zu gehen: »Er hat das entschieden, weil wir keinen Raum mehr hatten. Wir haben nur diese Mietwohnung und hier ist das Leben für einen alten Mann ganz schwer. Weit weg von allem. Dort hätte er kurze Wege gehabt, das Erdgeschoss bekommen; da kommt er auch, wenn es schlechter wird mit den Bewegungen, ganz einfach rein und raus. Er hatte nie vor, Deutschland zu verlassen. Er wollte mit uns zusammen alt werden. Mein Vater ist Rentner. Er hat eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung. Aber er braucht Leute um sich herum. Er braucht Leute. Ich kann nicht meinen Papa hier in einer Wohnung leben lassen und ab und zu mal seine Tür aufmachen und gucken gehen. Das wird nichts. Denn mein Papa hat nur noch ein paar Jahre und das ist nicht gut, die letzten Lebensjahre so zu verbringen.«

»Wir wussten nicht, was noch passieren würde. Hier war er immer allein.«

In den Sommerferien, direkt nach seinem Wegzug, besuchte ihn die Familie in der Türkei. Seine Entscheidung nagte an ihnen. Hinzu kam die immer größere Sorge um den Sohn: »Wir wussten nicht, was noch passieren würde. Hier war er immer allein. Er konnte nur allein auf dem Spielplatz sein und hatte sonst nur uns in der Wohnung. Denn ich habe ja schon erzählt wie es mit ihm und den anderen Kindern hier für ihn war. Nach der Schule nach Hause zu kommen und nur auf den Spielplatz zu gehen – das war für ihn alles sehr schwierig. Im Internat hat er nun auch viele Kinder und Freunde. Sie unternehmen viel. Sie bekommen viel angeboten: Alte Geschichte, Sport und viele interessante Dinge.«

Die kleine Tochter lebt gerne hier: »In der Schule ist es sehr schön. Auch wenn der Weg jetzt weit ist«, sagt sie. Nach den Sommerferien kommt sie in die dritte Klasse. Am liebsten mag sie Sport: »Da laufen wir immer. Wir haben einen großen Schulhof. Auf dem machen wir auch Sport, aber ich mag alle Fächer.« Zur Schule fahren die beiden Schwestern gemeinsam, oder der Vater bringt sie mit dem Auto. »Das Einzige, was doof ist, ist, dass ich meinen Bruder so vermisse.«

Die Mutter steht auf und kocht einen neuen Tee für mich. Der Schatten des Vorhangs ist vom Tischchen zum Fernseher gewandert. Herr Taş sagt, dass sie mich später gerne zum Bahnhof fahren würden. Sie möchten noch einkaufen gehen, weiter weg. Abends werden sie kochen.

»Mit Gott im Gespräch sein oder beten kann man überall, aber halāl-Fleisch bekommen wir hier nicht.«

Sowohl die Familie Taş als auch Bassam al-Rabi ernähren sich halāl. Als Bassam al-Rabi hierher kam, war schnell klar, dass er nicht die Dinge kaufen kann, die er in Berlin zu essen gewohnt war. Dabei geht es nicht nur um das halāl-Gebot sondern auch um Gewohnheiten. »So ging es auch meinen Eltern damals, als sie nach Deutschland kamen, dass sie erstmal gucken mussten. In einem komplett anderen Land, mit einer anderen Religion, mit anderen Lebensmitteln. Was darf ich denn jetzt essen und was darf ich nicht essen? Und da hat man dann irgendwie gesucht, gesucht, gesucht, viel gelesen bei den Packungsbeilagen hinten, um zu gucken, kann ich das essen, oder nicht. Und so ging es mir

hier zu Anfang auch.« Aber, betont er: »Ich muss das auf meine Kappe nehmen, wenn ich nicht alles habe.« Er habe sich nun mal dazu entschieden, hierher zu kommen und außerdem habe er schon immer sehr gerne deutsches Brot gegessen. »Für mich ist es so: In der Gesellschaft, an dem Ort an dem ich lebe, wo ich das halt nicht kaufen kann, bleibt mir kaum etwas anderes übrig, als das zu essen, was es gibt. Ich habe damit kein Problem. Ich war dann aber trotzdem sehr froh, als ich in der Moschee gesehen habe: Ich kann Fladenbrot kaufen, ich kann Salami kaufen und auch andere Beilagen und sonstiges, was ich hier nicht so oft gegessen habe.«

Famile Taş isst ausschließlich halāl. Daher haben sie, wie andere Gläubige in der Region auch, verschiedene Möglichkeiten gefunden, sich Lebensmittel zu besorgen. Je nach Region fahren Muslim*innen in Mecklenburg-Vorpommern nach Hamburg oder Berlin, um sich mit halāl Fleisch zu versorgen. Manche schlachten auf umliegenden Bauernhöfen bei Landwirten ihres Vertrauens.

»Mit Gott im Gespräch sein oder beten kann man überall, aber halāl-Fleisch bekommen wir hier nicht. Wir holen alles aus Westdeutschland, vielleicht alle zwei Monate einmal, oder wenn ich wegen der Arbeit da bin, dann nehme ich mir eine halbe Stunde Einkaufszeit und bringe etwas mit. Oder ich schlachte selbst. Das ist nicht ganz einfach, aber wenn man hier aufs Land fährt und fragt, dann kann man Fleisch bekommen.«

Das ist nicht offiziell so. Herr Taş fragt bei den Bauern in der Umgebung an: »Ein Mensch kann einem anderen Menschen Guten Tag sagen und fragen. Und man kennt sich ja auch. Das heißt, ich frage den einen Bauern und der hat keine Möglichkeit für mich, aber er fragt einen anderen Bauern, den er kennt und schickt mich dort hin. Das klappt immer und die sind freundlich und kommen ins Geschäft mit dir.«

Dieses Jahr hat Herr Taş drei Tiere bekommen, die er vor Ort schlachten konnte. Er erzählt, wie zufrieden er mit den Gegebenheiten war: »Es war ein schöner, sauberer Hof mit allen Hygienestandards. Ich kann dort alles machen: schlachten, zerlegen, verpacken. Und ich habe dem Bauern extra Geld dafür gegeben, dass er die Reste des Tieres entsorgen kann. Dafür muss man bezahlen, er bringt es selber dorthin.« Nur Rinder kann man nicht privat schlachten, sie tragen eine Nummer. Aber im Schlachthof ist das kein Problem. Dann wird das Fleisch durch Ärzte kontrolliert und wenn es gesund ist, kann man es mitnehmen. »Aber wir alleine schaffen ohnehin kein Rind. Das ist viel zu viel Fleisch. Außerdem kann man auch ohne Fleisch gut leben. Und wenn es überhaupt nicht geht, dann hole ich hier vom Fischhändler Fisch, denn Fisch ist für uns immer halāl.«

Bier, Wurst und Promotion

Im Café geht ein Nachmittag zu Ende. Statt von Kaffee liegt eher der Geruch von warmen Wienern, vielleicht auch Leberkäse in der Luft. Bassam al-Rabi muss sich auf den Weg machen. Neben seiner Promotion verkauft er im Fußballstadion Bier und Wurst in einer Bude. Wieder lässt er sein warmes Lachen ertönen, das ihm selbst gilt und das ihn das ganze Gespräch über, bei der Erinnerung an Streiche oder abgelegte Gefühle aus seiner Kindheit, begleitet hat: »Das ist eigentlich auch nicht wirklich halāl. Aber ich mache es für mich. Mit meinem inneren Verständnis und meinen Werten mache ich es.«

Nachdem die Familie Taş ihr Haus aus finanzieller Not und Erschöpfung heraus verkauft und ihre Träume begraben hatte, zog der Mieter aus. Auf dem Weg zum Bahnhof deutet Herr Taş auf ein Haus. Ein großes Transparent, das auf ein Bauunternehmen verweist, hängt an der Frontseite. Ein blauer Rüssel ragt aus dem zweiten Stock in einen Container hinein. Herr Taş nickt mit dem Kopf in Richtung Haus: »Es wird gerade kernsaniert. Ich habe gehört, dass der jetzige Besitzer es wohl in Eigentumswohnungen umwandelt, um diese zu verkaufen.«

Herr Taş wurde unterdessen von der Staatsanwaltschaft angezeigt. Gegen ihn läuft nun wieder ein Verfahren. Diesmal lautet der Vorwurf: Mit dem Verkauf des Hauses sei bewiesen, dass es Familie Taş niemals um Eigenbedarf gegangen sei. Sonst hätten sie ja nicht verkauft.



»Ich will da sein!« Erzählungen von Diskriminierungen

*Der folgende Text basiert auf Interviews, die ich 2015 mit Muslim*innen in Mecklenburg-Vorpommern geführt habe. Dabei sprachen wir über ihr Leben, ihren Alltag und über Diskriminierungserfahrungen. Am Ende dieses Prozesses schreibe ich diesen Text als eine Collage, die Stimmen der Interviewten unkommentiert zusammenführt. Eine wesentliche Erfahrung der Interviews war, dass meine Frage nach Diskriminierungserfahrungen zunächst ins Leere lief. Rassismus und Diskriminierung werden im Alltag so normalisiert, dass es für Personen schwer sein kann, sie als solche zu benennen. Ich habe die Form der Collage gewählt, um die Erfahrungen möglichst wenig mit meinen eigenen Wertungen zu überlagern. Denn so problematisch es ist, dass Rassismus gesellschaftlich normalisiert wird, so problematisch scheint mir eine Bewertung persönlicher Einstellungen und Perspektiven im Umgang mit ihm. Inwiefern formen meine Fragen die Antworten und Wahrnehmungen der Interviewten? Gelingt es mir mit meinen Fragen, einen Raum zu schaffen, in dem das Erlebte als Diskriminierung betrachtet werden kann? Oder übernehmen die Interviewten meine Interpretation? Die im folgenden Text zusammengestellten Erfahrungen haben manche meiner Gesprächspartner*innen erst im Gesprächsverlauf und zum Teil auf Nachfrage als Diskriminierung gewertet. So werden zum Beispiel bestimmte Fragen von Fremden als störend und negativ beschrieben, jedoch nicht als Diskriminierung gedeutet. Eine Interviewpartnerin resümiert unser Gespräch so: »Jetzt, wo ich so mit dir rede, muss ich sagen, dass der antimuslimische Rassismus wirklich extrem ist. Das ist mir erst beim Erzählen aufgefallen.«* Konstanze Ameer

Adile Afshin, die nächstes Jahr Abitur macht, ist mit acht Jahren nach Deutschland gekommen. Die Sprache beherrscht sie auf dem Niveau einer Muttersprache. Dennoch zweifelt sie an ihren Deutschkenntnissen. Herr Kaya lebt seit über 40 Jahren in Deutschland, spricht fließend deutsch. Frau Bhatti ist in Anklam geboren, wohnt jetzt in einem kleinen, touristischen Städtchen. Sie ist vor knapp drei Jahren zum Islam konvertiert und hat ein Kopftuch angelegt. In dem Ort, in dem sie wohnt, lebt sie bereits seit ihrem dritten Lebensjahr. Für sie war es verblüffend, als ihr bestätigt wurde, dass sie »aber sehr gut Deutsch spreche«. Für alle Interviewten ist das Thema Sprache im Alltag gegenwärtig.

»Wenn sie mich hören, halten sie mich für eine Deutsche, wenn sie mich sehen nicht.«

»Ich denke schon, dass ich manchmal grammatikalisch Schwierigkeiten habe«, sagt Adile Afshin: »Rechtschreibung fällt mir nicht schwer, das muss ich ganz ehrlich sagen. Oft verstehe ich Texte schnell, begreife worum es geht, oder kenne Fremdwörter, die meine deutschen Mitschüler nicht kennen. Dann fühlt sich das aber total komisch an, wenn ich das richtig weiß und die anderen nicht. Ich denke immer, die können das gut und da ich ja aus dem Ausland komme, kann ich das vielleicht nicht so gut. Das ist meine Wahrnehmung.« Adile Afshin erzählt auch, dass sie oft gefragt wird, welche Sprache sie zu Hause spreche: »Sobald ich jemanden kennenlerne, kommt die Frage. Oder wenn sie nicht sofort kommt, dann später von Mitschülern, auch Freunden. Ich glaube, durch meinen Namen oder meine dunkelbraunen Haare und Augenbrauen. Die meisten kennen nicht so viele Migranten und ich habe schon das Gefühl, ständig ausgefragt zu werden. Und manche sagen dann zu mir: »Wenn ich dich nur am Telefon gehört hätte, würde ich gar nicht wahrnehmen, dass du aus einem anderen Land kommst. »Das ist schon so: Wenn sie mich hören, dann halten sie mich für eine Deutsche und wenn sie mich sehen, dann nicht.«

»Herr Kaya ist Unternehmer, selbständiger Zimmermeister. Er erzählt, dass es ihm in Diskussionen bei der Arbeit passiert, dass er gesagt bekommt: »Hä, ich verstehe dich nicht. Hä, was hast du

gesagt? Sprich mal Deutsch!< Das finde ich ganz schrecklich. Das ärgert mich manches Mal sehr, manchmal lache ich nur. Da lache ich einfach nur.<<

Ähnliches beschreibt Adile Afshin: »Wenn ich in der Stadt am Telefon mit meiner Mama spreche, dann kommt: >Sprich mal Deutsch!< Jemand der vorbei kommt auf der Straße, wenn ich am Handy bin. Oder auch in der Schule, Leute mit denen ich noch nie gesprochen habe, die sagen mir dann so etwas.<<

Frau Bhatti, ebenfalls Unternehmerin, besitzt gemeinsam mit ihrem Mann einen Imbiss. Täglich steht sie sieben bis dreizehn Stunden in der einen Filiale, während ihr Mann in der anderen arbeitet. In ihrem Laden führt sie regelmäßig folgendes Gespräch: »>Sind sie Türkin? Sie sprechen aber gut Deutsch!< Dann sag ich: >Ich bin Deutsche!< Dann kommt immer so ein erschrockenes Geräusch und: >Oh mein Gott!< Ganz oft. Ich sag dann oft: >Warum, oh mein Gott? Weil ich ein Kopftuch trage?< – >Nein, nein. Schon gut<, ist dann die Antwort. Tja, so ist das. Ich habe damit kein Problem – man wächst.<<

»Bist du verrückt, wie siehst du aus? Nimm das Kopftuch ab!«

Frau Bhatti bekommt viele Fragen gestellt. Die Übergänge zwischen Neugier und Diskriminierung scheinen fließend zu sein: In ihrem Laden hängen gerahmte Bilder mit arabischen Schriftzeichen an der Wand. Was das bedeutet, sei eine gängige Frage, die schnell zu der Frage führe, warum Frau Bhatti ein Kopftuch trage – und wo sie herkomme. »Das ist nicht schlimm, die Leute sind ja nur neugierig.<< Für sie stehen diese Fragen in keinem Verhältnis zu dem, was sie erlebte, als sie ihren Freund*innen erzählte, dass sie Herrn Bhatti heiraten werde: Bist du verrückt, was machst du? Das kannst du doch nicht machen!, oder auch: Das geht gar nicht! Das kannst du nicht tun! Als sie sich kurz nach der Eheschließung mit dem Gedanken trug, ein Kopftuch zu tragen und es schließlich in die Tat umsetzte, war das Entsetzen noch größer: »Meine Freunde haben alle zu mir gesagt: >Bist du verrückt, wie siehst du aus? Nimm das Kopftuch ab! So läuft man doch nicht rum. Ist schon schlimm genug, dass du den geheiratet hast. Jetzt auch noch mit Kopftuch. Jetzt schmeißt du dich noch auf den Boden und betest, oder was?< Und ich sage: >Ja, seht ihr mich? Ich bin trotzdem die Gleiche geblieben, die ich vorher war. Ich mache trotzdem noch Spaß mit euch, ich rede Quatsch, egal wie, ob ich Kopftuch trage oder nicht. Ich gehe hierhin, ich gehe dahin. Das einzige, was ich nicht mache: Ich esse kein Schweinefleisch mehr, ich trinke keinen Alkohol mehr.< Und ansonsten sage ich: >Ihr seht mich nicht beten, ihr seht mich nicht den Koran lesen. Das mache ich in meiner Wohnung, wenn ich alleine bin. Alles andere ist doch so geblieben.< Aber das hat nichts gebracht. Einer nach dem anderen war weg. Ich habe dadurch erfahren, dass ich nie Freunde hatte. Denn echten Freunden wäre so etwas egal.<<

Auch Adile Afshin problematisiert die Fragen ihres Umfelds: »Oft werde ich von allen möglichen Menschen in meiner Umgebung gefragt, was meine Eltern davon halten würden, wenn ich einen Deutschen heirate, oder wie es mit meiner Religion aussieht, oder auch, auf welcher Sprache ich denke. Das ist eine Frage! Das kann ich auch nicht wirklich beantworten. Ich denke halt auf beiden Sprachen, je nachdem, wie ich gerade spreche. Oder: >Ja sag mal, bist du türkisch?< Das ist auch eine sehr häufige Frage. Aber die sind halt neugierig. So nach dem Motto: >Erzähl mal, erzähl mal.<<

»Manche Fragen sind schon unangenehm.«

Adile Afshin macht einen Unterschied zwischen Fragenden, die sich für die Antwort interessieren, Freund*innen zum Beispiel, und denen, die fragen, aber die Antwort nicht abwarten, bevor sie die nächste Frage stellen: »Manche Fragen sind schon unangenehm. Ich sage nie, dass ich darauf nicht antworten will. Ich antworte schon darauf, aber mit einem unangenehmen Gefühl. Über viele Dinge habe ich vor diesen Fragen selbst noch nie nachgedacht und dann kommt plötzlich diese Frage. Manchmal weiß ich gar nicht, was ich antworten soll.<<

Nilay Taş, die mitten im Abitur steckt, schildert, dass sie mehr von sich Preis gibt, je weniger dieser Fragen gestellt werden: »Mir ist echt aufgefallen, dass ich mich an meiner neuen Schule viel wohler fühle, als auf der anderen Schule. Dort habe ich mich selten getraut, etwas von mir Preis zu geben. An meiner neuen Schule wissen meine Freunde viel über mich. Es ist mir auch überhaupt nicht mehr unangenehm zu sagen, dass ich Türkin bin, dass ich Muslima bin, dass ich bete, dass ich auch gerne ein Kopftuch tragen würde. Das hätte ich auf meiner alten Schule niemals preisgeben wollen, weil ich schon vorher wusste, was die anderen dann für Gedanken haben.«

»Es gibt das ständige Gefühl des Rechtfertigens«, beschreibt Aalya Bostak ihre Lebenssituation und scheint damit das Gefühl mehrerer Interviewten auf den Punkt zu bringen. Aalya Bostak zog vor vier Jahren in eine Stadt nahe der Ostsee, um zu studieren. »Die Diskriminierung wird für mich genau daran sichtbar: Es ist so, dass die Leute unglaublich wenig über den Islam wissen. Aber das, was sie wissen, führt dazu, dass ich in Gesprächen schnell in eine Rechtfertigungsposition gerate.« Aalya Bostak beschreibt, dass unter Muslim*innen eine Grundunsicherheit vorherrsche, die eine Entfaltung der eigenen Person im Alltag kaum möglich mache. »Wenn ich auf die Straße gehe und mir Leute auf dem Gehweg offensichtlich aus dem Weg gehen, oder wenn ich an ihnen vorbei gehe und sie unvermittelt mit dem Kopf schütteln und dann weitergehen. Oder wenn mich im Aufzug eine ältere Dame anspricht, wie ich das ertragen könne, das Kopftuch im Sommer zu tragen. Sie könnte das ja niemals aushalten. Es ist dieser Ton, diese Verweigerung des Miteinanders. Es ist so ein inneres Gefühl des Fremdseins.«

In nahezu allen Gesprächen wird ein von Rechtfertigungsdruck und Unsicherheit geprägter Alltag beschrieben. Wiederholt wird in den Interviews von Bemühungen berichtet, keine Fehler zu machen. Es entstehe ein gewisser Drang zum Perfektionismus: Immer möchten sie besonders gebildet sein, als besonders integriert gelten, um Vorurteilen, mit denen sie tagtäglich konfrontiert sind, zu entkommen. Hawa Abdi, die gerade ihre Doktorarbeit schreibt, erzählt davon, dass sie am Anfang große Schwierigkeiten hatte, sich mit ihrer islamischen Kleidung durchzusetzen. Dass sie oft das Gefühl hat, mehr arbeiten zu müssen als Andere und sich erst beweisen müsse. »Natürlich«, fügt sie an, »kann man darüber streiten, inwiefern das jetzt nur meine subjektive Wahrnehmung ist. Es geht aber vielen so. Es ist ein andauerndes Gefühl für viele.«

»Ich soll erklären, wie ISIS entstanden ist, [...]«

Für die hochkomplexen Krisen auf der Welt, so das Grundgefühl vieler, müsse man sich in gewöhnlichen Alltagsgesprächen – mit Fremden wie mit Freunden und Bekannten – rechtfertigen oder diese zumindest erklären können: »Ich soll ad hoc erklären, wie ISIS entstanden ist, warum es entstanden ist, was ich selbst für Prognosen für den weiteren Verlauf habe. Also ich habe das Gefühl, dass man als normale Muslima mittlerweile einen Gelehrtenstatus haben muss, um wirklich auch die ganzen Fragen der Leute beantworten zu können.«, sagt Aalya Bostak.

Nicht nur dieses Gefühl begleitet viele Muslim*innen, ein viel tieferer Rechtfertigungsdruck wird verspürt: »Ich habe grundsätzlich das Gefühl, dass ich mich für alle Dinge, die auf der Welt passieren und irgendwie mit Muslimen in Verbindung stehen, rechtfertigen muss«, So Saabia Saab. »Terroristen in Europa, ISIS – ich muss mich für jeden Muslim auf der Welt rechtfertigen. Und das fängt damit an, dass ich mich zunächst für mein Aussehen rechtfertigen muss: Wie kann ich mich als emanzipierte Frau dadurch einschränken, ein Kopftuch zu tragen? Oder ich muss mich dafür rechtfertigen, dass ich sage: »Ich bin Deutsch. Ich bin in Deutschland geboren und aufgewachsen, ich fühle mich der Gesellschaft zugehörig, bin Teil von ihr.« Und dann heißt es: »Echt? Hätte ich jetzt nicht gedacht!« Nur weil ich ein Kopftuch trage! Dass ich trotzdem, oder erst recht, deutsch sein kann und mich auch so fühlen darf, dafür muss ich mich rechtfertigen. Das heißt: Ich muss mich dafür rechtfertigen, dass ich so bin, wie ich einfach bin!«

Deutlich sei ihr dies gespiegelt worden, als sie im Rahmen eines Seminars an der Universität in eine Kita ging, um dort mit den Kindern Entspannungstrainings durchzuführen. »Ich habe mich und mein Vorhaben vorgestellt und die Kinder haben sich auch gefreut. Ich wollte mit denen so eine Art Erlebnisfahrt im Rahmen einer Entspannungsreise machen. Und am Ende meiner Vorstellung hat die Erzieherin mich auf eine ganz komische Art und Weise gefragt: »Ja, und wo kommen wir her?« Und dann meinte ich so. »Ich bin deutsch.« Das habe ich dann extra gesagt, denn natürlich wollte sie darauf hinaus, dass ich einen »Migrationshintergrund« habe. Das war aber in diesem Moment so gar nicht das Thema. Ich fand das richtig bescheuert! Gerade weil ich durch solche Alltagserfahrungen den Kindern vermitteln kann, dass ich mit Kopftuch nicht unbedingt anders sein muss. Aber das wird mir dauernd suggeriert, in diesem Moment von der Kita-Erzieherin: Dass ich ja anders bin! Und dann hat sie nochmal gefragt, alles vor den Kindern: »Nein, wo kommen wir wirklich her?« Ach und dann habe ich gesagt, damit diese blöde Situation schnell vorbeigeht, dass meine Eltern aus Marokko stammen. Da war sie dann glücklich. Das macht mich wütend. Rassismus lernt man ja sehr früh und das lernt man auch gerade durch solche Fragen. Und ich dachte mir, gerade dieser wertvolle pädagogische Moment wurde mir genommen. Das fand ich schade.«

»Ich würde sehr gerne Kopftuch tragen. Hier aber nicht«

»Ich würde sehr gerne Kopftuch tragen. Wenn wir im Sommer in der Türkei sind, trage ich es auch. Hier aber nicht. Ich gehe damit ganz offen um, sage auch meinen Freunden, dass ich gerne ein Kopftuch tragen würde. Wenn ich wegziehen würde von hier, an einen anderen Ort in Deutschland: ich würde es tragen. Aber hier jetzt nicht. Sobald ich wegziehe zum Studieren, werde ich es tragen. Dann werden mich alle sofort mit Kopftuch kennenlernen und gar nichts anderes gewohnt sein. Aber wenn ich jetzt am Montag in die Schule komme mit einem Kopftuch... – diese Augen, die immer auf mich zielen, das würde mich erstmal stören. Nach einer Weile gewöhnt man sich bestimmt daran. Die Leute würden sich bestimmt auch daran gewöhnen. Aber ich glaube, es würde schon lange dauern und ich weiß nicht, ob das nicht viele negative Einflüsse auf mich hätte. Und ich glaube, das würde bestimmt mit vielen, vielen Fragen einhergehen. Die würden mit so vielen Fragen auf mich zukommen. Die Leute, die mich kennen, wissen, dass ich in den Sommerferien ein Kopftuch trage. Ich habe auch schon mal Bilder von mir gezeigt. Das ist mir auch überhaupt nicht mehr peinlich vor denen. Aber draußen die Leute, besonders die älteren Menschen, die sind da nicht unbedingt so tolerant. Diesen Weg werde ich nicht gehen – nicht hier – das muss ich ehrlich sagen. Ich wurde auch oft gefragt, ob meine Eltern mich dazu zwingen, Kopftuch zu tragen. Dabei trage ich es nicht. Und ich werde immer wieder gefragt, ob meine Eltern festlegen, wen ich heirate, ob das ein Problem wäre, wenn ich einen Freund hätte usw. Schon jetzt werde ich die ganze Zeit so etwas gefragt. Das regt mich schon ein bisschen auf. Es liegt daran, dass meine Freunde nur das wissen, was man hier im Fernsehen und Radio an Dokumentationen sieht und hört. Mädchen, die zwangsverheiratet werden zum Beispiel. Das interessiert sie und sie wollen meine Meinung dazu hören oder so. Ich weiß es nicht genau. Was ich weiß ist, dass es bei mir und allen, die ich kenne, nicht der Fall ist. Es gibt solche Fälle, auch in der Türkei, natürlich. Das irgendeiner Personen – ich würde die für mich als Schwachköpfe betiteln – festlegen, wen ihre Tochter heiraten soll oder, dass sie im frühen Alter schon sagen: Du musst jetzt ein Kopftuch tragen – und das Mädchen will das gar nicht. Also, wenn man das selbst nicht will, dann braucht man das auch nicht zu tun! Das ist meine persönliche Meinung. Alles was den Glauben betrifft, sollte nur von einem alleine kommen und geht niemanden was an.«

Der Vater von Nilay Taş ist oft mit Zuschreibungen konfrontiert, die ihn schwer irritieren: »Manchmal kommt das Gespräch unter Bekannten auf dieses Thema: »Ihr zwingt eure Kinder mit Gewalt dazu, das Kopftuch zu tragen. Du zwingst doch deine Tochter später auch dazu, denjenigen zu heiraten, den du möchtest.« Die haben ein Bild im Kopf und das drehen sie immer ständig in ihrem Kopf herum. Das ändert sich nicht. Ich weiß nicht warum, das ändert sich einfach nicht. Das ist ein komischer Gedanke: Eher würde ich, wenn ich könnte, meiner Tochter verbieten, ein Kopftuch zu tragen. Das ginge nicht, aber sie trägt es ohnehin nicht. Sie sagt: »Ich würde gerne ein Kopftuch tragen«, aber sie traut sich nicht. Wir als Eltern können unsere Meinung sagen. Das tun alle Eltern. Aber mehr können wir nicht tun.«

»Wie viele muslimische Bekannte versuche ich nachts nicht alleine draußen zu sein.«

Auch Aalya Bostak, die in Essen geboren wurde und dort bis zum Umzug nach Mecklenburg-Vorpommern gelebt hat, wurde gleich zu Beginn ihres Studiums mit dem Tragen des Kopftuches auf unangenehme Weise konfrontiert: »Als ich her zog, habe ich schon gemerkt, dass ich offensichtlich dadurch, dass ich ein Kopftuch trage und als Muslima erkennbar bin, sehr einzigartig zu sein scheine. Das fängt damit an, dass mich Leute teilweise auf der Straße anstarren oder mich auch böse abschätzig von oben bis unten angucken. Teilweise werde ich angepöbelt – zum Glück nicht täglich, aber das passiert hin und wieder. Relativ kurz nach meinem Umzug gab es eine Situation im Supermarkt, wo ein Mann mich angeschrien hat, wie ich es wagen könne, ein Kopftuch zu tragen und was ich mir darauf einbilde. Dann hat er sehr abfällig vor mir auf den Boden gespuckt und ist gegangen. Weil ich gerade erst hergezogen war, hat das dazu beigetragen, dass ich von Anfang an eine gewisse Angst entwickelt habe. Genau wie viele muslimische Bekannte versuche ich nachts nicht alleine draußen zu sein. Wir passen da schon mehr auf, gehen immer gemeinsam oder gar nicht. Das ist schon eine Einschränkung, die ich deutlich bemerke im Vergleich zu Essen. Dort kann ich mich einfach total frei bewegen. Vor meinem Umzug habe ich mir über so etwas noch nie Gedanken gemacht. Selbst wenn die Zahlen zu Übergriffen auf dem Papier vielleicht sogar gleich sein sollten zwischen dieser Stadt und Essen: Gefühlsmäßig bin ich dort sicher und wohl und hier nicht.«

Frau Taş lebt seit elf Jahren im Norden des Bundeslandes. Die Blicke, von denen Frau Bhatti und Aalya Bostak berichten, kennt auch sie. Über die Jahre, die sie in der Innenstadt gelebt hat, sagt sie: »Da waren nur die Blicke, aber die gehören dazu, die sind immer da. Das ist normal. Was Anderes habe ich aber nie erlebt.« Weder Nachbarn sprachen sie fragend darauf an, noch wurde sie beleidigt. »Das Tragen des Kopftuches war gar kein Problem. Ich hatte eine gute Beziehung zu allen Nachbarn.« Als sie mit ihrer Familie aus der Innenstadt in den Randbezirk zog, wurde sie Zeugin eines Übergriffs. »Hier ist es mit dem Kopftuch anders« sagt Frau Taş und erzählt von ihrer Freundin, die auch ein Kopftuch trägt. Ihr wurde im Supermarkt das Kopftuch einfach heruntergerissen: »Mach den Scheiß weg!«, rief der Mann, weitere Beleidigungen folgten. Das war direkt in dem Supermarkt um die Ecke. »Damals, als wir noch in der Innenstadt gewohnt haben, war das nicht der Fall. Wobei hier ja viel mehr Ausländer wohnen als in der Stadt. In der Innenstadt sieht man nie welche.«

»Ich bin da überhaupt nicht von beeindruckt! Ich habe mir Pfefferspray gekauft.«

Frau Taş lacht herzlich bei der Frage, ob der Übergriff Folgen für ihren Alltag habe: »Ich bin da überhaupt nicht von beeindruckt! Ich habe mir Pfefferspray gekauft. Niemand kann mich von irgendetwas abhalten. Sich zurückziehen ist falsch. Angst zuzulassen ist nicht gut. Man muss sich dagegen stellen! Das ist es, was diese Leute wollen: Dass man sich zurückzieht und nur noch zu Hause ist, auf der Straße das Bild nicht mitgestaltet. Das ist es, was sie erreichen wollen. Aber das wollen wir nicht. Wir müssen etwas dafür tun – und das heißt: Rausgehen, wann auch immer. Wenn es sein muss und wenn man Lust dazu hat. Und auch überall dort hin, wo man hin will. Egal ob ich weiß, dass die Leute, die hier sind, mich nicht sehen wollen. Ich will! Ich will da sein.«

Kontaktinformationen

Lola für Demokratie in Mecklenburg-Vorpommern e.V.

Der Verein »Lola für Demokratie in Mecklenburg-Vorpommern e.V.« ist aus »Lola für Ludwigslust« hervorgegangen, einem Modellprojekt der Amadeu Antonio Stiftung, das seit 2008 im Landkreis Ludwigslust gearbeitet hat. Lola für Demokratie in MV initiiert, fördert und unterstützt geschlechterreflektierende Projekte für demokratische Vielfalt und gegen biologistische Zuschreibungen von Männer- und Frauenrollen. Lola für Demokratie in MV richtet sich an alle, die einen eigenen lebendigen und demokratischen Ausdruck, jenseits von vorgefertigten Lebensentwürfen, suchen und unterstützen.

Kontakt

Lola für Demokratie in MV
Waldemarstraße 33, 18057 Rostock
lola@amadeu-antonio-stiftung.de

MIGRANET-MV

Netzwerk der Migrant*innenorganisationen in Mecklenburg-Vorpommern

Durch die Organisation eines Netzwerks der Migrant*innenorganisationen in Mecklenburg- Vorpommern und Rostock ist die aktive Partizipation und das gesellschaftliche Engagement von Migrant*innen ermöglicht und gestärkt worden. Ziel ist es, die Bildung von legitimierten Interessenvertretungen, sowie die Selbstorganisation von Migrant*innen zu unterstützen und die Einbeziehung von Vertreter*innen der Migrant*innenorganisationen in die Planung, Durchführung und Auswertung von Integrationsmaßnahmen auf kommunaler- und Landesebene zu sichern.

Kontakt

Migranet MV Geschäftsstelle
c/o FABRO e.V.
Waldemarstr. 33 18057 Rostock
Telefon: 0381/1286990
fabro1-ev@t-online.de

LOBBI e.V.

Landesweite Opferberatung, Beistand und Information für Betroffene rechter Gewalt

Der Verein LOBBI unterstützt parteiisch die Betroffenen rechter Gewalt, sensibilisiert die Öffentlichkeit für die Opferperspektive und thematisiert den gesellschaftlichen Kontext der Angriffe. Die LOBBI will damit einen wirksamen Beitrag leisten, für ein gesellschaftliches Klima der Anerkennung und Gleichberechtigung, in dem rechten, rassistischen und antisemitischen Diskriminierungen entgegengetreten wird.

Kontakt

LOBBI West

Hermannstraße 35 18055 Rostock

Telefon: 0381.2009377 Mobil: 0170.5282997 Fax: 0381.2009378

west@lobbi-mv.de

LOBBI Ost

Tilly-Schanzen-Straße 2

17033 Neubrandenburg

Mobil: 0160.8442189

Telefon: 0395.4550718

Fax: 0395.4550720

ost@lobbi-mv.de

UNTERSTÜTZEN SIE INITIATIVEN FÜR EIN DEMOKRATISCHES MITEINANDER

Die Amadeu Antonio Stiftung setzt sich für eine demokratische Zivilgesellschaft ein, die sich konsequent gegen Rechtsextremismus, Rassismus, Sexismus und andere Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit wendet. Hierfür hat sie bereits über 950 lokale Initiativen überall in Deutschland unterstützt – die sich in Jugendarbeit und Schule, in der Opferberatung, in kommunalen Netzwerken und vielen anderen Arbeitsbereichen engagieren. Dazu gehören Projekte wie:

- die Bildungsarbeit der AStA der Universität Rostock zur Asylpolitik in Mecklenburg Vorpommern
- das Festival »Jamel rockt den Förster« in Nordwestmecklenburg
- die Theatertour »Asylant im Wunderland« des Flüchtlingsrats Mecklenburg-Vorpommern

Die Stiftung ist nach Amadeu Antonio benannt, der 1990 von rechtsextremen Jugendlichen im brandenburgischen Eberswalde zu Tode geprügelt wurde, weil er eine schwarze Hautfarbe hatte. Er war eines der ersten von heute fast 200 Todesopfern rechtsextremer Gewalt seit dem Fall der Mauer.

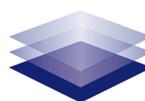
Die Amadeu Antonio Stiftung wird unter anderem von der Freudenberg Stiftung unterstützt und arbeitet eng mit ihr zusammen. Sie ist Mitglied im Bundesverband Deutscher Stiftungen und hat die Selbstverpflichtung der Initiative Transparente Zivilgesellschaft unterzeichnet.

Kontakt

Amadeu Antonio Stiftung
Novalisstraße 12
10115 Berlin
Telefon: 030. 240 886 10
Fax: 030. 240 886 22



- ✉ info@amadeu-antonio-stiftung.de
- 🌐 amadeu-antonio-stiftung.de
- 📘 [facebook/AmadeuAntonioStiftung](https://facebook.com/AmadeuAntonioStiftung)
- 🐦 twitter.com/AmadeuAntonio



Initiative
Transparente
Zivilgesellschaft

Spendenkonto

GLS Gemeinschaftsbank eG
IBAN: DE32 4306 0967 6005 0000 00
SWIFT-BIC: GENODEM1GLS

Bitte geben Sie bei der Überweisung eine Adresse an, damit wir Ihnen eine Spendenbescheinigung zuschicken können.

AMADEU ANTONIO STIFTUNG
INITIATIVEN FÜR ZIVILGESELLSCHAFT UND DEMOKRATISCHE KULTUR

Alltagserzählungen und Fotografien, die Einblicke in die Lebensrealitäten von Muslim*innen in Mecklenburg-Vorpommern geben, setzen den allgegenwärtigen Stereotypen von »den Muslimen« ein positives Bild der Individualität und Selbstbestimmung entgegen. Die Autor*innen haben bewusst weitestgehend darauf verzichtet, die Aussagen der Interviewpartner*innen zu kommentieren, einzuordnen oder zu bewerten.

Die Broschüre richtet sich zuallererst an interessierte Leser*innen. Die Sammlung individueller muslimischer Perspektiven auf das Leben in Deutschland bietet zudem Journalist*innen eine Unterstützung, die sich angesichts der lauter werdenden Hetze gegen Geflüchtete und Muslim*innen um eine differenzierte Berichterstattung und perspektivische Vielfalt bemühen.

»Lola für Demokratie in Mecklenburg-Vorpommern« ging als Verein aus »Lola für Lulu – Frauen für Demokratie im Landkreis Ludwigslust« hervor, einem Projekt der Amadeu Antonio Stiftung.

